Im Fegefeuer.

Eine Geschichte nach der Natur

von

Johannes Kugler.

Mit biographischer Einleitung herausgegeben

von

Adolf Wilbrandt.

Wien 1874.

Verlag von L. Rosner

Tuchlauben Nr. 22.

Einleitung.

Ich lebte in Berlin, als Student verschiedener Wissenschaften und Künste, als ich Johannes Kugler kennen lernte; einen schmächtigen, blauäugigen Jüngling von kaum siebzehn Jahren, frühreif durch seine Begabung und als Kind eines Hauses, um dessen „Herd" sich ein großer Kreis ungewöhnlicher Menschen in geistreicher, wahrhaft poetischer Geselligkeit schaarte. Schon damals hatten sich in ihm starke Kontraste zu einem sehr anziehenden und liebenswürdigen Menschenbilde gemischt: scharfblickende, sarkastische Spötterei und weichste Hingebung, versteckt glühender Ehrgeiz und neidloseste Begeisterung, weltscheue Melancholie, die aus dem schon geöffneten Abgrund seiner Nervenleiden heraufstieg, und unbändige, im Gefühl der Weltschönheit schwelgende

Lebenslust. In der ersten Stunde — es war ein Sommerabend, in einer Gartenwirthschaft mitten in der Stadt — gewann ich ihn lieb. Er erwiderte mir's. Es wuchs im nächsten Winter eine der Liebe verwandte, aus innerster Zusammengehörigkeit sich nährende Freundschaft zwischen uns heran, die keine Trennung und kein Tod mehr zu enden vermag. Wir waren jung, überschwänglich, nach Unerhörtem dürstend, mein Gesundheits-Uebermuth, den er neidlos trug, riß seine schwächere Lebenskraft mit fort; der steifen Berliner Sitte trotzend, langhaarig, in ungewohnten Costümen trieben wir uns auf dem Eis, im Thiergarten, in den Straßen umher, oder erweiterten uns unsere engen Zimmer zu einer von Träumen und Hoffnungen erfüllten Welt. Mit stiller, liebenswürdiger Verwunderung sah er mir zu, wenn ich etwa bei ihm eintretend, vom Ueberschuß der Jugendkraft umhergetrieben, in verrückter Laune mit dem Kopf gegen seine Wand fuhr; oder wir streckten uns in der Abendstille auf seinem Sopha, auf Stühlen, auf dem Fußboden aus, drückten die Augen ein, und den Gesang der verschiedensten Vögel sehr lieblich nachflötend täuschte er mich und sich in den Wald, in den Frühling, in ein Mährchen hinaus. Wie viele Ahnungen, Begierden, Phantasien schwellten uns damals das Herz! — Er, der Jüngere, liegt nun unter der Erde, und das Trauerspiel seines Lebens und Sterbens fühl' ich nun wie eine

Enttäuschung, die meiner eigenen Jugend, meiner eigenen Hoffnung widerfuhr.

Wir haben in den sechzehn Jahren, in denen sich dann sein Lebensfaden noch fortspann, nach und nach Alles mit einander getheilt, was der Freund mit dem Freunde theilen kann. Wir haben — da (wie er mir einmal schrieb) „der gütige Himmel uns die Gabe verliehen hatte, einander ohne Worte zu verstehn“ — in großer und kleiner Bedrängniß, in glücklichster Heiterkeit, in schwerer Trauer uns das Innerste aufgethan; wir haben das Land unsrer Sehnsucht, Italien, mit einander bereist, mit einander in Rom „studirt“; wir haben uns in langen Werdekämpfen, in noch längeren Leiden an einander gestärkt; wir haben manches Jahr unter Einem Dach, in Einer Familie, wie Brüder gelebt; und endlich gab mir das Schicksal noch die allerschmerzlichste Freude, ihm in seiner furchtbaren letzten Noth meine Liebe zu zeigen. Im Gefühl dieser Gemeinschaft habe ich mich berufen geglaubt, seine literarische Hinterlassenschaft — gering an Umfang wie sie ist — herauszugeben und durch eine kurze Geschichte seines Lebens zu erläutern. Es kommt hinzu, daß ich der mittelbare Urheber dieser Hervorbringungen bin. Doch wie sie entstanden, und in welchem Sinne sie in unsrer Literatur etwas Einziges sind, das darzulegen, wird zugleich die Beschreibung seines Lebens und Sterbens sein.

Von bedeutenden Eltern — dem Kunsthistoriker Franz Kugler und dessen Gattin, der Tochter des Criminalisten Hitzig, einer der edelsten und holdesten Frauen, die die Erde getragen — hatte Hans Kugler diese feine, doch ihm gefährliche Mischung schönster Gaben geerbt, die vielleicht ein Theil seines Schicksals war: durchaus ästhetisches Empfinden, Unzugänglichkeit gegen alles Niedre und Gemeine, künstlerisch enthusiastische Sinnenfreudigkeit, scharfe Auffassung der Dinge, doch zu alledem eine hellsichtige Reizbarkeit des kritischen Verstandes, die bei dem Wachsen seiner Nervenleiden nur zu oft das unbefangene Spiel seiner Phantasie, seiner Schaffenslust zerstörte. Mit solchen Anlagen anfangs (schon als Knabe) den Naturwissenschaften zugewandt, dann nach inneren Kämpfen sich losreißend und der heißgeliebten Kunst, der M a l e r e i, sich in die Arme werfend, nahm er vom ersten Tage an ein Martyrium auf sich, das ihn bis an seinen Tod nicht verlassen sollte: das Martyrium eines Menschen, der durch seine höchsten und besten Stunden stets seine Leiden vermehrt, bei jeder großen Anspannung seines Ehrgeizes auch den Dämon seiner Krankheit aufweckt, und sein edles, eigentliches Ich nur auf Kosten seiner Lebenskraft zu entwickeln vermag. So sahen wir ihn mit Freude und Kummer unter Qualen gedeihen, im Aufsteigen versinken; bald mit Verzweiflung und Lebensüberdruß ringen, bald in neuem Anlauf und

Aufschwung die Flügel des Talents, der Hoffnung, des Humors glückselig entfalten, — bis der traurige Kreislauf der Enttäuschung sich erneute. Seine Phantasie war lebendig, sein Ehrgeiz glühend, seine Empfindung wahr und seelenvoll; aber die Tücke seiner Leiden ließ ihm nie Zeit genug, zu voller technischer Meisterschaft zu reifen. „Wenn ich ins Atelier gehe", klagte er auf seine trübsinnig humoristische Art, „so weiß ich nie, ob ich den Maler Hans Kugler dort finden werde"; — in diesem Wort liegt sein Schicksal.

So studirt, malt, verzweifelt, hofft er denn von Jahr zu Jahr, jeden Fortschritt durch Leiden büßend; zuerst in München, mit der Mutter, dem Bruder — der von der Doppelnatur des Vaters die wissenschaftliche Ader geerbt hatte und eben damals sich voll Jugendfeuer als Historiker entwickelte — der Schwester, deren schönes, von seelenvoller Anmuth verklärtes Leben nur zu bald enden sollte, dem Schwager Paul Heyse, der sein Berather, sein geliebter Dichter, sein zweiter Bruder war; — in der glücklichsten Umgebung, und noch voll Hoffnung, Alles zu erreichen. Dann in Weimar (mit Böcklin, seinem Lehrer, und Lenbach), in Rom, das von da an das ewige Ziel seiner Sehnsucht blieb; endlich — nach langwierigen Heilversuchen voll Unthätigkeit und Entsagung — wieder in München, mit seiner Mutter und mir zu einer Familie, oder, wie wir uns nannten, einer

„Truppe“ vereint; — unerschöpflich in seiner neidlosen Begeisterung für Alles, was Andre neben ihm erreichten, aber tief in sich mehr und mehr verzagend, sich noch ein Leben zu schaffen. Er hatte im Lauf der Jahre sich in Compositionen jeder Art versucht; seine erbarmungslose Selbstkritik hinderte ihn, sich je an halber Vollendung zu genügen, — sein Leiden, sich die ganze zu erkämpfen. Nie fehlte es dem Entwurf an Wahrheit, Innigkeit, Schönheitsgefühl, künstlerischer Form; nie erreichte er in der hundertmal unterbrochenen Ausführung, was die erste schöne Stunde auf der Leinwand versprach. Von einer langen Reihe herrlich gedachter Landschaften hat er nur wenige bis zum letzten Pinselstrich vollendet; diese wenigen aber bezeugen, daß ein ächter, ganzer Künstler in ihm steckte. Mehr noch die Mappen voll trefflicher Landschaftsstudien, die er — zumeist in Südtirol — gezeichnet und gemalt; in denen er nie verleugnet, was ihm zu seinem schmerzenvollen Glück gegeben war: ein wahrhaft brüderliches Verhältniß zur geliebten Natur; feinste Empfindung für den Lebensreiz jedes Einzelnen, klares Auge für die wesentliche, die entscheidende Form. Seine Phantasie neigte sich allmählich den dunkleren Stimmungen zu; in der Landschaft wie im Figurenbild begann ihn mehr und mehr das Phantastische, Tiefernste, Schwermüthige zu reizen. Doch nie so, daß sich sein edles Stilgefühl im Nebel der

Stimmung verlor. Ein reiner künstlerischer Sinn führte ihm in allen Leiden die Hand . . . Wozu noch mehr von diesen Leiden erzählen! Sein Schicksal war, daß der Künstler trotz alledem das Wenigste ganz vollbringen, viele hoffnungsvolle Gedenkblätter seiner Lehrjahre, wenige Zeugnisse der Meisterschaft hinterlassen sollte. Der Mensch wuchs im Kampf mit diesem Schicksal zu liebenswerthester Vollendung heran; und in seiner Erzählung „Im Fegefeuer“ hat der Dichter in ihm diesen wundersamen Menschen gezeichnet.

Als ich ihn nach der Auflösung unsrer „Truppe“ — da ich von München nach Wien übergesiedelt war — im Herbst 1872 wiedersah, war unter schweren Prüfungen, die das „Fegefeuer“ schildert, die Zerstörung seines Organismus auf erschreckende Weise fortgeschritten: von den Uebeln, die sich in den Verdauungsorganen festgesetzt hatten, war auch das Rückenmark in Mitleidenschaft gezogen worden, zu furchtbaren Krämpfen des Unterleibs hatte sich die schmerzliche Entkräftung gesellt, die seine Schritte lähmte, die ihn mehr und mehr aufs Lager niederzwang. Doch es war zugleich in seinem edlen Geist ein neues Leben erwacht. Als zögen sich die den Gliedern entfliehenden Kräfte in die Burg des Gehirns zurück, wuchs seine geistige Welt, in allen Qualen, von Tag zu Tag; Naturbetrachtung, Philosophie, enthusiastisches Miterleben der großen wissenschaftlichen Bewegung

unserer Zeit gaben ihm ein Glück, das er nie so gekannt, und seine beiden alten Tröster, Poesie und Humor, halfen es vollenden. Unsre Sprache hat ein derbes Wort für eine oft feine Sache: „Galgenhumor“; in diesem Menschen blühte die schönste Blume dieses Humors. Er war in gewissem Sinne erhaben über sich selbst. Wie er unerschöpflich war, die „Mißgestalt“ seiner unbedeutend geformten Nase zu „erörtern“, oder seinen langen Hals, seine schmalen Schultern einer vernichtenden Kritik zu unterwerfen (wobei er ebenso objectiv und technisch seine schönen blauen Augen, seine wohlgeformten Beine anerkannte), so war es ihm auch ein unversiegbarer, schwermüthig philosophischer Genuß, seine hundertfachen Leiden zu studiren und wo möglich durch ungeheuerliche Phantasien zu überbieten; ob er nun für den Durst, der ihn oft grausam quälte, sich die kolossalsten, wollüstigsten Befriedigungen erdachte, oder von der hellseherischen Empfindlichkeit seiner armen Nerven sich gleichsam ein Zauberstückchen nach dem andern vorspielen ließ, um sich an diesen verteufelten Feinheiten der Lebens-Maschinerie mit wissenschaftlicher Objectivität zu ergötzen. In seinen hinterlassenen Aufzeichnungen (meist in der horizontalen Lage mit dem Bleistift gemacht) sagt er einmal: „Der Humor braucht dreierlei; einen philosophischen Kopf, ein melancholisches Gemüth, und begehrliche Sinne.“ Alles dies war ihm gegeben; aber der

große, edle Galgenhumor braucht noch etwas dazu: Selbstlosigkeit. Er hatte deren genug. Die zarte Rücksicht für Andre — von der selbstlosesten Mutterseele geerbt — die einen so liebenswürdigen, selbst in der Verzweiflung noch zartfühlenden Dulder aus ihm machte, gab ihm auch dieses vornehme Verhältniß zu sich selbst, daß er sich gleichsam mit den Augen eines Andern, eines kritischen Freundes, eines humoristischen Zuschauers, oder des tiefsinnigen, verwandten Weltgeistes anzuschauen vermochte.

So fand ich ihn bei unserm Wiedersehn; so entstand in mir endlich der Gedanke, ihm zu sagen: Schreibe ein Buch von dir, so wie du da bist! Gelingt es dir, die Tragikomödie deines Martyriums, das Dunkle und das Helle in dir mit der Feder ähnlich zu schildern, wie du es uns hier unter den Bäumen oder im Sonnenschein vor dich hin plaudernd erzählst, so giebst du unsrer Literatur etwas, das sie nicht besitzt. Mache dir irgend einen fremden Namen, und unter diesem Namen schreibe dich selber ab. Sei die Form lose, wie sie will; fange nur an, so wird das Ende sich finden! — Er war überrascht; dann erfreut. Der Schriftsteller in ihm, der schon oft ein wenig gezuckt hatte, rührte sich und erwachte. Kaum aus dem Gebirge in die Stadt zurückgekehrt, fing er an, Vormittags, so oft die Leiden es zuließen, auf dem Sopha hingestreckt mit dem Bleistift zu phantasiren;

zunächst sich selbst zur Erquickung, wenn es auch — wie seine Mutter schrieb — „nie ohne Buße abging“, den Nerven diese Erregung zuzumuthen. Er hatte sich den einfachen Rahmen einer lockeren Novelle zurechtgeschnitten, in den er sein Bild hineinmalte; vergoldet und verklärt durch eine Herzensgeschichte, die, nach läuterndem „Fegefeuer“, mit Liebesglück endet. Rührend ist dabei, wie er die Gestalt seiner geliebten Mutter in zwei weibliche Figuren zerlegt und dem Mädchen, das dem Geheilten endlich als Gattin angehört, den Namen der Mutter giebt. Er schickte mir die erste, vorläufige Schrift, erhielt sie mit allerlei Randglossen und Vorschlägen zurück, ging mit bewundernswürdiger Elasticität darauf ein, und ermüdete nicht, das kleine Buch im Sinne seiner Berather (Paul Heyse und ich) zu vollenden. Unter welchen Qualen, meldete er noch gelegentlich selbst, doch nie ohne Humor. „Es geht mir sehr schlecht“, schrieb er während der Arbeit; „man läutert mich heftig ... Ferner schreibe ich eben eine Episode ... Ich sage: schreibe. Tröpfle wäre richtiger. Ich komme mir vor wie der Gummibaum, dem man einen Schnitt ins lebendige Fleisch macht; dann kommt man gelegentlich wieder, kratzt die blutigen Thränen des armen Narren ab und macht Gummi elasticum daraus.“

Das so entstandene Werk war endlich fertig geworden; er schickte es mir, dem „geistigen Urheber“, wie

er mich nannte, und es kam durch mich an den Herausgeber des „Salon". „Ich habe Dir einen länglichen, gedachten und gefühlten Brief schreiben wollen", schrieb er mir gleichzeitig, „wie sich für einen angehenden Schriftsteller schicken würde; aber mein leidiger Rücken schwingt seit einigen Tagen wieder den Taktstock und führt mit großem Orchester einen solchen Heidenlärm auf, daß ich nicht zu Worte kommen kann. Ich werde mich daher kurz fassen … und Dir ohne Weiteres mein Schmerzenskind vor die Füße legen. Es mag schlecht genug sein; aber in Anbetracht, daß es eigentlich nur die Melodie zu einem wohlgesetzten chronischen Unterleibskrampf ist, könnte es vielleicht noch schlechter sein. Ich bin mir wenigstens bewußt, mein Opus mit dem sogenannten „Herzblut" geschrieben zu haben. Bis zum Angstschweiß habe ich mich in die Situation zu fühlen gesucht … Dich bitte ich aber, weder mich, noch das Schaf des Armen zu schonen, und mir den reinsten Wein einzuschenken. Schon aus pädagogischen Rücksichten; denn der Blut-geleckt-habende liegt und brütet über neuen Un- und Missethaten."

Die Erzählung „Im Fegefeuer" ward im „Salon" gedruckt; sie fand die Anerkennung und Bewunderung, die sie verdiente und die ihn innig erfreute; doch schon der Erfolg, den er bei seinen ersten Lesern davongetragen, beflügelte ihn, erhöhte noch einmal seinen Lebens- und

Schaffensmuth. „Du glaubst nicht, mein Theuerster", antwortete er mir, als ich ihm meine herzliche Freude kundgegeben hatte, „wie wohl mir Deine Theilnahme thut. Dem Menschen fast noch wohler als dem Schriftsteller; denn während des Menschen Herz vor Freude lacht, bläht sich das literarische Ungethüm auf seinem Schmerzens-Lotter-Bett auf die ungeberdigste Weise und sagt dem armen Maler, der mit ihm das Lager theilen muß, Sottisen. Wer ist er? Was leistet er? Hat er moralische Verdienste? — Da muß ich denn dazwischen fahren und Ruhe stiften, und mit dem „intellectuellen Urheber" drohen. Da geht's denn wieder eine Weile, und der Andre macht sich Luft in Carricaturen auf den Günstling des Glücks."

In der That war dies das Mittel, mit dem sich gleichzeitig der Maler in ihm noch einmal ermannte und die Leiden, die ihn besiegt hatten, aufs geistreichste überwand, indem er sie mit wahrhaft genialem Humor illustrirte. Schon anderthalb Jahre zuvor (im Sommer 1871) hatte er begonnen, die Leiden und Freuden unsrer „Sommerfrische" in einer langen Reihe humoristischer Blätter, in derber „Stahlfeder-Manier", als „Besenstiel-Phantasien eines höheren Blödsinnigen", niederzuschreiben; wobei der Erscheinungs-Gegensatz zwischen ihm und mir, die er gleich wenig schonte, ihm den eigentlichsten und unerschöpflichsten künstlerischen Stoff gab. Als seine

Krankheit dann wuchs, wuchs sein Stil, sein Humor mit ihr. Alles regte ihn an: diese ganze rührende Tragikomödie des Zusammenlebens und Zusammenleidens von Mutter und Sohn (da auch sie von einer schweren Krankheit zu genesen hatte), wie sie mit einander als „Lufthuber" umherziehen, oder als „Pechvögel" trübsam auf der Stange sitzen, oder, zwei Diogenesse, vom Sonnenschein leben; oder wie sie ihm, dem rauchenden, schmunzelnden „Sybariten", ein lucullisches Mahl aus seinen Heiltränken und Mixturen bereitet; oder wie sie mit einer riesenhaft vergrößerten Morphium-Spritze ihm seinen Schlaftrunk einführt. Dann, wie er, als neugeschaffener Poet, in die Zither greifend, oben einen Heiligenschein, unten unermeßliche Hausschuhe, auf seinem Peg-Esel (statt auf einem Pegasus) reitet; oder „Die Nebenbuhler": sein Ich ist doppelt geworden, das eine, die Dichterfeder hinter dem Ohr, hat das andre aus dem Bett hinausgedrängt und blickt spöttisch triumphirend hinunter; das andre, Pinsel und Palette in der Hand, am Boden liegend, droht zornig hinauf. Unermüdlich ist sein malender „Besenstiel", sich über sich, die Welt, die von ihm beobachtete „Gesellschaft" lustig zu machen; nie frivol, immer liebenswürdig; man könnte sagen: als malender Poet.

Wenn man nun nicht vergißt, daß er diese heitere Welt- und Selbst-Ironie den schmerzlichsten, oft ver-

zweiflungsvollsten Qualen abrang, so wird man ihm ein Gefühl lebhafter Bewunderung nicht versagen. Ein Sohn der Kunst und der Wissenschaft, vermochte er in Religion und Glauben keine Tröstung zu finden; er fand sie nur in jenen idealen Mächten, die ihm das Dasein schön machten, und in seinem ächten, geadelten Menschenthum, das unfähig war, auf niedrige Weise zu dulden. So mißverstehe man ihn nicht, wenn er sich durch die Wissenschaft, deren Anhänger er war, über die Gebrechen dieser Welteinrichtung und seines leidenden Ich's in folgendem Epigramm zu erheben sucht:

Die Welt ist schlecht, bei Gott!
Doch wär' sie besser gemacht,
Hätt' es das Affengehirn
Niemals zum Denken gebracht.

Er hatte sein Leben lang alle Selbsttäuschung, alles Sich-Trösten durch frommen Wahn und frommen Betrug gehaßt; diese unerschütterliche Wahrheitsliebe, die ihn zum „Heiden" machte, bewährte er in jeder Prüfung bis an seinen Tod. Darum konnte er alles pfäffische Wesen in den Tod nicht leiden; darum regte Paul Heyse's Roman „Kinder der Welt" ihn an, sich selber als „Kind der Welt" in sinnvollen Zeichnungen und Versen zu bekennen:

(Sein Dichter singt)

Ungetauft, fusellos,
Reinen Wein,
Wasser des Lebens
Schenk' ich euch ein.

Dichtung und Wahrheit,
Philosophie,
Lebenslust, Liebesschmerz
In Harmonie.

Trinkt nur, ihr Kinder,
Kinder der Welt!
Aquavit, Spiritus,
Was euch gefällt!

Die Milch der frömmelnden
Denkungsart
Schmiert man zu lange schon
Euch um den Bart.

Steigt euch die Wahrheit
Auch in den Kopf,
'S ist doch noch lange kein
Pfäffischer „Zopf".

Trinket, ihr Kinder,
Kinder der Welt!
Aquavit, Spiritus,
Was euch gefällt!

Er war inzwischen, wie man sieht, auch zum Lyriker, wenigstens zum Lyriker des Gedankens, geworden; der einmal hervorgebrochene Dichtertrieb — einen Jo-

hannistrieb nannte er ihn scherzhaft, mit seinem Namen spielend — wuchs eifrig fort. Er fühlte mit schauriger Freude, wie dieses neue Leben noch im Sterben gedieh:

Der Stamm, schon umgehauen,
Schon aller Kraft beraubt,
Hat an der Erde Busen
Noch einmal sich belaubt.

Den Leib im Todesschatten,
Treibt er voll Uebermuth
Blätter, Blüthen und Früchte
Hinauf in Sonnengluth.

So zwischen Leben und Tod hatte er sich gleichsam auf neutralem Boden noch einmal angesiedelt; in der wundersamsten Mischung von Besitzen und Entsagen, die sich wohl finden läßt, und die er denn auch in seiner stets treffenden Weise getauft hat. Unter seinen nachgelassenen Papieren liegt ein Blatt: Aus dem Tagebuch eines pensionirten „Menschen"; ein Fragment, in dem er diese letzte Gestalt seines Lebens zu schildern versuchte. „Ich bin nicht krank", schreibt er, „und bin nicht gesund. Das Schicksal hat mich zwischen Himmel und Erde aufgehängt und spielt auf mir, wie auf einer Aeolsharfe; aber die Töne, die meine geängstete Seele von sich giebt, sind nicht immer harmonisch. Ich leiste nichts, weder für mich, noch für die Menschheit. Für

einen Nationalökonomen bin ich eine Null, wenn nicht minus; aber der himmlische Vater ernähret mich doch.

„Nach der gemeinen Ansicht der Dinge sollte ich unglücklich sein; und wenn ich blaß und langsam durch die Straßen hinke, gelte ich auch wohl dafür. Mancher Krüppel wirft mir einen verständnißinnigen Blick zu, und manches schöne Auge ruht mit Theilnahme auf meiner hinfälligen Gestalt . . . Mein Haar ist noch braun und mein Herz ist noch jung, und meine Brust voller Wünsche. Und doch bin ich nicht unglücklich; ja! glücklicher als in den Tagen der Gesundheit, des Kampfs. Der Ehrgeiz und der Egoismus, die Zwillingsbrüder, zehren nicht mehr an meinem Herzblut, an dem Mark meines Lebens; sie speisen meine bescheidene Lebensflamme, ohne sie zum verheerenden Brand zu entfachen. — Ich könnte mich einen pensionirten Menschen nennen. Ich habe meine Pflicht gethan, so lange es ging; aber seit ich meinen halben Menschen auf dem Schlachtfeld zurückgelassen, darf ich mein Gnadenbrod ohne Gewissensbisse verzehren."

In diesem „halbirten" Dasein litt, dichtete, philosophirte er denn noch eine Weile fort; wie die rührenden Verse es bekunden:

Im Busen singet leise
Süße Melancholie.
Es höret ihre Weise
Im Kopf Philosophie.

Von diesem halbirten Dasein aus sah er der wilden Glücksjagd der Menschen mit elegischer Gelassenheit zu, träumte noch einmal, sich seiner Jugend, seiner Freuden erinnernd, Friedens= und Liebesglück, — in einem Gedicht, dessen lyrische Musik Ohr und Herz ergreift:

Wie die wilde Jagd,
Ueber Hecken und Dorn!
Mit lachendem Munde,
Mit Blicken voll Zorn;

Im Sammetgewand,
Im Kittel von Lein;
Bald jauchzend voran,
Bald hinterdrein;

Männer und Weiber,
Und Jung und Alt,
Ueber Berg und Thal,
Durch Fluß und Wald;

Hinaus ins Feld,
Durch das wogende Korn;
Von Blute triefen
Pferd und Sporn.

„Das Glück! Das Glück!"
Mit wüstem Schrei
Jagt es heran
Und wieder vorbei — —

Inzwischen im Walde
Tief drinnen ruht
Bei seinem Schatz
Ein junges Blut.

Sie schaun sich selig
Ins Angesicht;
Goldig umfließt sie
Das Sonnenlicht.

Himmel und Erde,
Sie wissen's kaum;
In Wonne wiegt sie
Der Jugend Traum . . .

„Das Glück! Das Glück!"
In der Ferne verhallt
Der wilde Ruf — —
Still wird's im Wald . . .

„Reif sein ist Alles", sagt jenes tiefsinnige Dichterwort. Der Unglückliche, dessen Leben ich geschildert habe, war in jedem Sinne dem Tod entgegengereift; vom Baum des Lebens abgeschüttelt zu werden, war er bereit; die Hoffnung, diese Zwillingsschwester des Daseins, verwandelte sich ihm mehr und mehr in die Sehnsucht, zu sterben. Schon seit langen Jahren hatte er sich oft und tief nach Grabesfrieden gesehnt; schon vor langen Jahren schrieb er mir, nach einem neuen vergeblichen Versuch, durch eine Kur zu genesen: „ . . . So bin ich denn wieder gezwungen, den sonnigen Mai durch die dunklen Brillengläser des Leidens zu genießen, die ich abzulegen gehofft hatte. Gut, halten wir noch einmal aus; die Parzen werden meinen Lebensfaden schon zur

Zeit abschneiden, ich will ihnen nicht vorgreifen, obgleich mich manchmal eine große Sehnsucht nach Ruhe und Frieden anwandelt . . ." Er sollte auch darin irren: er sollte auch das noch erleben, den saumseligen Parzen vorzugreifen, — und selbst da sollte ihm noch ein Kelch des Elends an die Lippen gesetzt werden, der alles Maß menschlicher Leiden überbietet.

Als seine Krankheit hoffnungsloser und qualvoller wuchs, hielt ihn weniger jene Entsagungs-Philosophie, als die Liebe zu seiner Mutter auf der Erde zurück; zu dieser in Glück und Unglück hochgestellten Frau, in deren geräuschlosem Lebenslauf sich alles Schönste und alles Schrecklichste dieser Welt erschöpfen sollte. Sie hatte zuerst im Hause ihres Vaters (des Biographen Hoffmann's, Chamisso's, Zacharias Werner's), dann ihres Gatten, zuletzt ihres Schwiegersohns Paul Heyse, gleichsam drei Generationen von Dichtern, Künstlern, bedeutenden Menschen jeder Art erlebt, Huldigung, Verehrung, hingebende Liebe in jedem Lebensalter wie Lebensluft genossen; ihre Schönheit, ihre seelenvolle Anmuth, ihre „ewige Jugend" schlossen immer neue Zauberkreise um ihre zarte Gestalt. Dafür schonte sie auch das Schicksal nicht; sie, die nur in der Liebe und Treue der Ihren und in unerschöpflicher Opferfreudigkeit lebte, mußte Gatten, Tochter und Enkel sterben sehn; und diesen Sohn, ihren Benjamin, sah sie in seinem endlosen Leiden

dahinsinken. Enger und enger ward das Leben um sie her; es schloß sich endlich zu dieser Gemeinsamkeit von Mutter und Sohn zusammen, die — keinem andern Verhältniß dieser Art vergleichbar — fast wie ein geschwisterlicher Freundschaftsbund war, voll aller Offenheit, Wahrheit, Zartheit, die Menschen gegeben ist. Er hing an ihr mit leidenschaftlichster Liebe, wie sie an ihm. Er hatte den Rest seiner Gesundheit ihr geopfert, als er sie in schwerer Krankheit ruhelos bis zur Selbsterschöpfung pflegte; nun vergalt sie's ihm, opferte ihm ihre zarten Kräfte. Sollte er zu allen Schmerzen, die sein Schicksal ihr schon bereitet, ihr auch den noch zufügen, sie durch selbstgewählten Tod zu verlassen? — Jahre lang hatte er sich diese Frage auch in den fürchterlichsten Stunden verneint. Wie oft hat er mir schon in den Zeiten unsres Zusammenlebens bekannt, daß nur die Rücksicht auf die Mutter ihn hindre, sich zu erlösen. Ueber die Sache selber dachte er wie ich: daß nur ein bestimmter Jenseits-Glaube, dem das Diesseits nur eine sittliche Vorschule ist, den freiwilligen Tod ein für alle Mal verdammen kann; daß nach jeder andern Anschauung es des Menschen Recht ist, ein Leben, das übermäßige, am Leben hindernde Qual und keine Zukunft hat, mit freiem Entschluß zu verlassen. Er hatte keine Zukunft; seine Leiden konnten nur wachsen, bis sie ihn tödteten; — nach seinem Ende hat sich's vollends

zweifellos ergeben. Doch noch lange Monate, noch Jahre unermeßlichen Elends konnten seiner warten. Sollte die Liebe zu einem andern lebenden Wesen, das ihn zu eigner Qual endlos leiden sah, ihn bis zur letzten Stunde an dieses Elend festschmieden? — Woche um Woche, Monat um Monat sah der Unglückliche dieser Frage unentschlossen ins eherne Gesicht. Seine Phantasie, seine Künstlerfeder wandte sich mehr und mehr dem Abgrund zu; in Zeichnungen von furchtbarer Gewalt oder grauenhaftem Humor schilderte er sich in allen Stadien seiner Leiden, oder als Candidaten des Todes: der „Unterleibskrampf“ windet sich in Gestalt einer riesenhaften, ihn angeifernden Schlange um seinen Leib, während das Gerippe „Tod“, vor seinem Bette liegend, nach ihm greift; oder wie einen Bären führt man ihn am Strick umher, der Tod geht trommelnd vorauf, das Gerippe eines Aeffchens, auf einem Hunde reitend, fidelt dazu. Oder der von Pfeilen durchbohrte Märtyrer Sebastian bringt ihn, der — eine ungeheure Phantasie — sich selber trägt, zur himmlischen Dreieinigkeit hinauf: „wegen unbefugten Martyriums, wegen hartnäckiger Heiterkeit der Seele, wegen gottloser Schriftstellerei wird Inculpat per Schub über die Gränzen des himmlischen Reichs geschafft“. Freundlicher ein anderes Bild, „Feierabend“ betitelt: der Märtyrer sitzt erlöst, voll Behagen rauchend, den Bierkrug zur Seite, im Himmel neben Gott Vater,

der, aus einer gewaltigen Pfeife dampfend, den Bierkrug in der Hand, David Strauß' „der alte und der neue Glaube" im Arm, von Engeln umschwebt, auf der Weltkugel thront; sie plaudern und disputiren: „mit echt theologischer Hartnäckigkeit" (wie eine Beischrift sagt) „hielt Gott Vater an seiner eigenen Existenz fest, und konnte es David Strauß nicht verzeihen, daß er sie ihm beständig streitig machte". Doch dieser lindernde Humor hielt immer seltener Stand. Das Auge seines Geistes gewöhnte sich an den Tod. Elf Monate schon vor seinem Ende (zweiunddreißig Jahre war er damals alt) hatte er in sein poetisches Taschenbüchlein geschrieben:

Ach, sterben müssen
Ist nicht das Schlimmste;
Weit schlimmer ist es,
Nicht leben können
Und leben müssen!

Leben müssen! — Eine plötzliche Steigerung seiner Krankheit, die auch seine Brust, seinen Hals mit häufigen, unerträglichen Erstickungs-Krämpfen ergriff, daß er im Todeskampf zu vergehen meinte, entschied endlich über sein gefoltertes Herz. Er beschloß, zu sterben. In der Stille der Nacht — nachdem er noch lange Tage und Nächte, wie es scheint, in heißer Noth mit diesem Entschluß gerungen — mischte er sich aus seinem Vorrath von Morphium und andern Schlafmitteln den letzten Trank, und

schrieb am Schreibtisch der Mutter einen Abschiedsbrief, worin er mit Worten, die jedes Herz ergreifen müßten, sich ihre Verzeihung erbat, daß er sie, die über Alles Heißgeliebte, verlasse. Am Morgen fand sie ihn, in tiefster Betäubung, noch athmend, doch rettungslos, wie es schien. Ein energischer Versuch des herbeigeholten Arztes, ihn zu erwecken, hatte keinen Erfolg. Der Tag war gekommen, den sie, wer kann sagen wie lange schon, gefürchtet hatte. Der Tag, den vielleicht auch sie schon lange sich als ihren letzten gedacht hatte: die letzte hohe Aufgabe ihres Lebens war mit ihm zu Ende, und ein qualvolles, unheilbares körperliches Leiden, früher oder später sicherer schwerer Tod, lastete auch auf ihr. Als der letzte Gedanke an seine Rettung sie verlassen hatte, ging sie still und stumm in ihr Schlafgemach, trank das Gift, das sie als Schlaftrunk für ihn vorausbereitet, kam an sein Bett zurück, küßte ihn noch einmal, und setzte sich in ihren Lehnstuhl seinem Bett gegenüber, um so ihren letzten Blick auf ihn zu richten. Ihr Schwiegersohn hatte sie einen Augenblick das Zimmer verlassen sehn und kein Arg dabei gehabt; in unveränderter Haltung kam sie wieder herein; — so saßen sie beide, bis eine Veränderung in den Zügen Heyse erschreckte. Er denkt noch an eine Ohnmacht. Doch sie verliert das Bewußtsein, um nicht mehr zu erwachen.

Wäre diese ihre letzte Stunde auch die ihres Sohnes

gewesen, und hätten wir die Beiden, die mit einander gelebt und geduldet hatten, mit einander begraben! — So einfach, so menschlich endete diese Tragödie nicht. Der Unglückliche, durch den langen, wachsenden Gebrauch dieser Schlafmittel gegen sie abgehärtet, sollte, gegen jede Erwartung, das Gift noch überwinden. Mit furchtbarem Entsetzen sahen seine Nächsten, wie gegen Abend das Leben in ihm sich rührt, während es in der bewußtlosen Mutter, mechanisch noch fortkämpfend, nach und nach erlischt. Man schafft ihn ins Krankenhaus, um ihm — der noch betäubt daliegt — einstweilen, wenn er erwacht, das Schicksal der Mutter zu verhehlen, ihm vorzuspiegeln, daß ein Nervenfieber, in das sie verfallen, die größte Ruhe in der eignen Wohnung nöthig mache. In der tiefen Nacht kommt er zu sich; doch noch immer schläft sein Gedächtniß, er weiß nicht, wer er ist, was er erlebt hat; der fremde, alterthümliche Raum neckt seine Phantasie; mit wundersamer Neugier wartet er auf die Lösung dieser Räthsel. Auch daß eine barmherzige Schwester hereintritt, daß er auf seine Frage hört, er sei im Krankenhaus, klärt ihn noch nicht auf, in welchem Jahrhundert und welches Ich er ist. Endlich fällt die letzte Wohlthat dieses Schleiers von ihm ab; er besinnt sich auf sein unglückliches Selbst. Er glaubt, seine Nächsten haben ihn hierher geschafft, um ihn mit Gewalt im Leben festzuhalten; er glaubt von aller Welt

verurtheilt und verlassen zu sein. Da er sich in wilder Verzweiflung durch's Fenster hinausstürzen will, hält der Krankenwärter ihn fest. Aus kleinen zufälligen Zeichen, mit dem Scharfsinn des Herzens erräth er bald, daß seine Mutter nicht krank, daß sie todt ist. Zwar weiß er nicht, daß sie sich selbst getödtet; aber er sagt sich, daß er sie getödtet hat. Er seine Mutter! Diese Mutter! Und er, er soll sie überleben!

Nein; sage mir — oder uns, seinem Bruder, Schwager, Freund, die wir ihn so wiederfanden, die wir alle fühlten wie er — sage uns der gemeine Lebenssinn der Menschen, was er will: diese Todte überleben konnte er nicht. Zwar — um kurz zu sein — nachdem er im Krankenhaus, dann in der eigenen Wohnung (in die wir ihn auf sein dringendes Verlangen zurückschafften) mit halber Kraft und unzulänglichen Mitteln noch zwei neue Fehlversuche, sich zu tödten, gemacht hatte, trieb ihn gleichsam ein Aberglaube, daß er nicht sterben solle, noch einmal ins Leben zurück, und in meine Hand versprach er mir, sein Letztes zu versuchen, ob er sich ins Dasein finden könne. Seine wundersame Genußkraft flackerte nochmals, herzerschütternd, auf; seine zärtliche, in Dankbarkeit schwelgende Liebe zu uns, den Freunden seiner Jugend, die wir nun, wie sich von selbst verstand, nur für ihn lebten, — sein aufglühendes Herz täuschte ihm noch eine Möglichkeit vor, die es nicht für ihn gab.

Doch er zeigte uns noch einmal Alles, was wir an ihm verloren; er zeigte uns den liebenswerthesten Menschen, der noch am Abgrund des Todes, in tief wühlendem Gram und in flüchtiger, genialer Heiterkeit, die duftendsten Blüthen seiner Seele für uns pflückte. Nie wird in mir das Bild dieser Tage verblassen, die ich nicht schildern kann; denen Aehnliches wohl selten ein Mensch erlebt. Der Traum, daß er noch leben könne, war bald ausgeträumt. Der Schatten seiner Todten zog ihn sich nach. Nach einem letzten unglücklichen Versuch (mit den Scheeren der Mutter), durch Oeffnen der Adern zu sterben, half er sich in der nächsten Nacht — vom 12. auf den 13. December 1873 — in die schmerzlose Stille der Ewigkeit hinüber.

— Ich ende hier. Wer nicht mit ihm fühlt, für den habe ich nicht geschrieben; wer mit ihm fühlt, dem hab' ich nichts mehr zu sagen.

Ist dieses Bild eines edlen Kämpfers und Dulders dem Leser ans Herz gedrungen, so wende er sich dem sonnigeren Bilde zu, das dieser Dulder selbst in seinem „Fegefeuer" von sich aufgestellt, in dem er mit großem, thränenbefeuchtetem Humor sein Schicksal verklärt hat. Darin wüßte ich dieser Geschichte — so wenig in ihr die novellistische Form zu bedeuten hat — nichts in unserer Literatur zu vergleichen. Ihr Grundton erinnert hier und da an den „Onkel Benjamin"

des Claude Tillier; ein Buch, das er mit Vorliebe wieder und wieder las, weil er sich ihm im Ernst und Scherz blutsverwandt fühlte. Doch zuletzt singt er doch sein eigenes, singt sein deutsches Lied; und daß es sein erstes und sein letztes war, wird ihn, denk' ich, seines Zweigs im deutschen „Dichterhain" nicht unwürdig machen.

Lebe fort, theurer Hans, in deinem goldnen Humor, deinem seelenvollen Gram; du, der du ein ächter Mensch warst! Lebet fort, ihr geliebten Todten!

Im Fegefeuer.

Von

Johannes Kugler.

I.

Es war noch früh am Tage, lange vor dem Erwachen der gebildeten Menschheit, als Egidius Wenzel gähnend und seine langen Glieder streckend in's Wohnzimmer trat. Seine Mutter, Frau Susanne, die sich gerade am Frühstückstisch zu schaffen machte, wandte sich bei seinem Gruß und sagte erstaunt: „Schon auf den Beinen, Egidius? Ich glaubte, wir würden dich noch aus den Federn holen müssen."

Egidius ließ seine Augen rund umher gehen: „Ihr? wo seid ihr? Ich sehe nur dich, die beste aller Mütter; aber — aber, was thut man nicht für geliebte Anverwandte!" — Mit einem schweren Seufzer, an dessen Ursprung Körper und Seele gleichen Antheil zu haben schienen, setzte er sich an den Tisch und wendete seine ganze Aufmerksamkeit der dampfenden Maschine zu.

Um Frau Susanne's Lippen spielte ein eignes Lächeln. Sie ließ einen prüfenden Blick über ihr Werk gleiten, der schließlich und am längsten an ihrem rothbärtigen Sohne haften blieb; dann nahm sie gleichfalls ihm gegenüber Platz, legte die Hände in den Schooß und sah gedankenvoll vor sich hin.

Frau Susanne war trotz ihrer Jahre noch eine anmuthige Erscheinung. Klein, aber äußerst wohlgebaut, hatte sie sich die ganze Elasticität der Jugend zu bewahren gewußt, die frisch und lebendig aus ihren großen Augen leuchtete. Unter dem weißen Häubchen quollen ihre schwarzen Haare, kaum winterlich angeschneit, in dicken Locken hervor und umgaben ein edel geschnittenes Gesicht, auf dem der Ausdruck des reinsten Wohlwollens lag.

Ihr blonder Sohn zeigte in Allem das äußerste Widerspiel: war bei Frau Susanne jede Form harmonisch und durchgebildet, so schien es fast, als ob die Natur bei seiner Erschaffung mit halbgeschlossenen Augen nur auf die malerische Gesammtwirkung hingearbeitet hätte. Seine Formen waren nicht unschön oder charakterlos, aber sie hatten etwas Undefinirbares und würden einen Bildhauer in Verzweiflung versetzt haben. Er selbst nannte sich mit gutem Humor eine geistreiche, aber halbverwischte Skizze. Was ihn bei alledem als ein echtes Kind seiner schönen Mutter erscheinen ließ, war der

liebenswürdige Ausdruck, der aber bei ihm mit einer eigenen Mischung von Melancholie und Sarkasmus versetzt war. Ein dunkelrothes Fez saß ihm mehr im Nacken als auf dem Kopf, und ein abgeschabter Sammetrock, hie und da mit Oelfarbe beklext, verrieth so gut wie Haar und Bart sein Handwerk.

Es verging eine geraume Zeit unter beiderseitigem Schweigen; allmälig wurde Egidius unruhig. Er rückte auf seinem Stuhl hin und her, gähnte wiederholt und fuhr sich mit beiden Händen wie verzweifelt durch Bart und Haare.

„Mutter“, sagte er endlich mit einem tiefen Seufzer, „mein Körper hält diese systematischen Angriffe auf die edelsten Organe nicht länger aus; mit gebrochenem Herzen und leerem Magen Abschied nehmen, das geht über meine Kräfte! Wo bleibt nur Clara? Wo steckt deine schöne Nichte, meine grausame Cousine?“

Frau Susanne warf ihm einen mitleidig spöttischen Blick zu: „Clara muß gleich kommen, sie packt nur noch ihre Reisetasche. Aber ich will dein gebrochenes Herz heilen, du armer Hungerleider.“

„Ach, Mutter! du verstehst mich“, sagte Egidius und hielt ihr schmunzelnd seine Tasse hin.

Frau Susanne erhob sich, ihm einzuschenken; dabei gewann sie den Ueberblick seines frühzeitig entwaldeten Hauptes. Sie hielt bekümmert inne und streichelte mit

der linken Hand seine dürftigen Locken. „Egidius“, sagte sie mit dem wärmsten Ton mütterlicher Besorgniß, „wie lange willst du noch warten? Wenn ich deine täglich, ja stündlich wachsende Stirn ansehe, so scheint mir wirklich —“

„Carthaginem esse delendam“, ergänzte Egidius lachend. „Mutter, Mutter! ich weiß, was du sagen willst. Du sprichst wie Cato von Utica, der Ausbund aller Tugenden, aber du denkst wie ein Jesuit. O! bei euch Frauen und Jesuiten heiligt der Zweck immer die Mittel! Du willst meinen Ruin, das heißt, eine Schwiegertochter, damit du Enkel, kleine Wenzel auf deinen Armen wiegen kannst; ohne zu bedenken, welche Rolle deinem Sohn dabei zu Theil wird.“

„Nun, und welche Rolle?“ fiel ihm Frau Susanne ungeduldig in's Wort.

„Die Rolle eines komischen Alten, und dazu bin ich zu stolz. Glaubst du, meine Kinder würden die schöne Nase, die Augen, all' die Reize ihrer Mutter mit auf die Welt bringen? Nein, nein! Die Natur thut nichts halb; was sie bei mir begonnen, würde sie mit unbarmherziger Consequenz an meinen Kindern und Kindeskindern fortführen bis in's tausendste Glied, und so kämen die armen Wenzels schließlich noch beim Urmenschen an. Vielleicht ging' es auch schneller und ich erlebte noch selber das zweideutige Vergnügen, mit Kind

und Kegel als Beleg für die Wissenschaft zu dienen. Sage selbst, ob es ohne tiefere Absicht geschehen konnte, daß deine schöne Nase sich an mir zur form- und lichtlosen Kartoffel bildete? — Das Colorit könnte mich noch trösten", fuhr Egidius nachdenklich fort, indem er seinen rothen Bart im Spiegel beäugelte; „aber Roth in Roth, das Experiment wäre doch auch zu gefährlich!"

Frau Susanne mußte wider ihren Willen lachen. „Du kannst auch nichts ernst nehmen", unterbrach sie ihren beredten Sohn.

Indessen Egidius ließ sich nicht irre machen. Es war eine Saite angeschlagen, die ausklingen mußte. „Als ob es eine höhere Auffassung der Ehe geben könnte, als diese, meine!" begann er von Neuem. „Wie viel besser stände es um unsere Race, wenn nicht so viel leichtsinnige Ehen aus purer Liebe geschlossen würden! Wenn sich der Staat nicht in's Mittel legen will, ist es die patriotische Pflicht des Individuums, einzutreten wo und wie es kann. Aber wenn ich mich auch über solche Bedenken hinwegsetzen wollte: es ginge doch nicht — und das ist einzig und allein deine Schuld. Du hast mich verwöhnt, und die Töchter des Landes wollen mir nicht mehr einleuchten, seit wir wieder mit einander leben und unser idyllisches Schicksal in Ruhe weiterspinnen. Und zu alledem habe ich viel zu viel Nerven

und viel zu wenig Geduld für einen normalen Ehemann und Familienvater."

Mit diesen Worten beugte er sich über seine gefüllte Tasse und sog den aromatischen Duft des echten Mokka mit Inbrunst ein. Um seine allerdings nicht schöne Nase schwebte der Ausdruck des reinsten Glücks.

„Und auf das müßte ich auch verzichten", fuhr er nach einer Weile mit wehmüthigem Ton fort. „Welcher Familienvater trinkt guten Kaffee? — Jeder Morgen ertränkte das Glück des werdenden Tages im Keim! Da säßen wir zu Sechsen oder Achten, lauter Kartoffelnasen, um den Familientisch; statt des Mokka eine unheimliche Mischung, für die meine Frau durch's Feuer ginge, statt des Rahms, der Seele des Kaffees, die Milch der frommen Denkungsart, Semmel statt Eierbrod — und ich müßte zu alledem schweigen, aus Erziehungsgrundsätzen. Vielleicht nach fünfundzwanzig langen Jahren der Entbehrung, wenn die Töchter verheirathet und die Söhne aus dem Hause wären, suchte mich das Glück meiner Jugend wieder heim. Aber dann wäre ich alt, stumpf, ein Moralist geworden. Ach! nichts tödtet sicherer und schneller alle Idealität, befördert die sogenannten Tugenden mehr, als mangelhafte Nahrung!"

„Und das nennt sich einen Idealisten", fuhr Frau Susanne jetzt dazwischen, „ein Mensch, der von der Ehe

nichts will als Wohlbehagen! Ein Glück, daß Clara deine Ketzereien nicht gehört hat."

„Gewiß, liebe Mutter", sagte Egidius; „Clara ist ein reizendes junges Mädchen, und je schöner ein Mädchen ist, um so weniger liebt es, ja versteht es die unbarmherzigen Wahrheiten der Philosophie."

In dem Augenblick ging die Thür auf und Clara trat in's Zimmer. Die jungfräuliche Anmuth ihrer Erscheinung bändigte Egidius' Laune und erstickte alle weiteren Blasphemien, die ihm noch auf der Zunge zu schweben schienen. Frau Susanne sprang freudig auf und eilte ihrem Liebling entgegen: „Du kommst gerade zur rechten Zeit, um mir gegen meinen unleidlichen Sophisten beizustehen — — doch nein, heut' am letzten Morgen sollt ihr euch nicht zanken."

„Rauchen wir die Friedenspfeife", setzte Egidius hinzu und reichte seiner Cousine die Cigarrentasche hinüber. „Aber Kind", sagte er plötzlich, während er wie verzaubert mit ausgestrecktem Arm und strahlendem Blick stehen blieb, „wie reizend siehst du heut' aus! Bitte, ein wenig mehr zurück, nach rechts, in's Dunkel! Der reine Rubens, aus seiner besten Zeit! O wie schade —!"

„Ja", sagte Clara mit erregtem Ton und bis an die Stirn erröthend, „wie schade! Egidius hinge mich am liebsten in sein Atelier, über seinen alten Motten-

kasten. Nach einer Seele fragt er freilich nicht, wenn er nur Roth und Blau sieht!“

„Roth und Blau!“ seufzte Egidius; „heiliger Rubens, verzeih' ihr, sie weiß nicht, was sie spricht! — Aber du hast Recht, Clara; statt mich an deinen Gottesgaben zu freuen, sollte ich mich hinsetzen und meine Augen in's Taschentuch begraben.“ Er zog die Uhr: „Jetzt ist's gerade sieben; um acht, in einer Stunde, hast du uns verlassen und damit meine arme Mutter ihrem Schicksal und ihrem Sohn herzlos überantwortet. Dann werde ich dir das schönste Thränenopfer der schönsten Seele bringen.“

Er nahm eine Cigarre aus der Tasche, warf sich in einen Lehnsessel, und indem er sein Morgenopfer anzündete, überließ er sich dem Genuß des Augenblicks.

Frau Susanne sorgte unterdessen geschäftig für das Wohl ihrer Nichte, schenkte ihr Kaffee ein, trug Brod und Butter herbei und schien ganz in ihre mütterlichen Pflichten vertieft. Aber ihre Augen eilten unruhig, halb glücklich, halb bekümmert, von Einem zum Andern. Die Stunde enteilte und mit ihr die Erfüllung geheimer Wünsche. Auch Egidius hatte sich verändert. Er hatte seine Blicke wieder auf seine schöne Cousine gerichtet, doch die künstlerische Objectivität war aus ihnen verschwunden, statt ihrer glühte ein gewisses menschliches Feuer in seinen gutmüthigen, blauen Augen.

Clara war der beste, der unzertrennliche Kamerad seiner Kinderjahre gewesen; er hatte sich gewöhnt, sie ganz wie eine jüngere Schwester zu betrachten. Dann hatte sie das Leben für lange Jahre getrennt; Jahre, in denen er zum Mann und sie zur reizenden Evastochter gereift war. Jetzt zum erstenmal waren sie wieder für längere Zeit beisammen gewesen; aber trotz der alten Freundschaft hatte Keines den harmlosen Ton der ersten glücklichen Jugend wiederfinden können. Sein langer, rother Bart und ihre Schönheit errichteten Schranken zwischen ihnen, an denen die Erinnerung vergebens rüttelte.

Egidius, der alle Regungen seines Herzens bisher siegreich hinweggespöttelt hatte, fühlte, daß seine Zeit gekommen sei und daß ihn nur die bevorstehende Trennung vor gänzlicher Niederlage retten könne. Er hatte tapfer gekämpft und weder sich, noch den holden Gegenstand seiner Feindschaft im Mindesten geschont; aber jetzt in der letzten Stunde überkam ihn eine unerwartete Schwäche. Er empfand ein inniges Erbarmen mit seinem Herzen und hielt es nicht für zu kühn, seine Wunde mit einem herzlichen Wort zu kühlen.

In solchen Gedanken erhob er sich und trat vor Clara hin. Doch der offene, heitere Ausdruck, mit dem sie ihn erwartungsvoll betrachtete, und das Licht des Tages, das ihm plötzlich voll in's Gesicht fiel, lähmte

seine Thatkraft. Er fand kein passendes Wort. Seine Augen irrten umher, um auf einmal sich selbst im gegenüberhängenden Spiegel zu begegnen. Armer Egidius! Wie die Klapperschlange mit ihren Blicken ihr Opfer in unentrinnbare Fesseln schlägt, so lähmte ihn sein eigenes Spiegelbild. Langsam sog er sich alle Geistesgegenwart, alles Selbstbewußtsein aus der Seele, bis ihn der niederschmetternde Anblick und das Bewußtsein seiner Hülflosigkeit zum schleunigen Rückzug nöthigte. Er sank in seinen Sessel zurück und empfand mit hellseherischer Wehmuth, wie sich seine lyrische Stimmung, gleich Nebelwolken vor dem Strahl der Sonne, vor der aufsteigenden Reflexion verflüchtigte.

So mochte er eine Weile gesessen haben, als vor seinen Augen, die ganz nach innen gewendet schienen, eine kleine, zierliche Hand erschien, wohlgerundet, mit Grübchen auf jedem Gelenk und den rosigsten Fingerspitzen. Dieser Anblick gab ihm seine ganze Heiterkeit wieder. Er nahm das Händchen zwischen seine beiden Hände und streichelte es zärtlich, ohne sich um dessen ungeduldiges Zucken zu kümmern.

„Sehr graziös!" sagte er halb vor sich hin. „Aber etwas zu manierirt; etwas zu zopfig!"

Kaum waren diese unvorsichtigen Worte seinen Lippen entflohen, als sich der zarte Gegenstand seiner

Kritik mit einem heftigen Ruck befreite. Egidius fuhr sich mit beiden Händen an die Backen, in Erwartung des Schlimmsten. Doch der Blitz zündete nicht. Er sah nur Clara's halb lachendes, halb erzürntes Gesicht vor sich, die ihm jetzt ihren Handschuh zum Küssen hinhielt.

„Das ist gut genug für dich, du ungalanter Mensch! Nicht einmal der Abschied weckt sein Herz!"

„Abschied!" fuhr Egidius auf; „ach ja! Das hatte ich ganz vergessen. Aber mein Herz darfst du nicht schmähen. Während ihr Buttersemmeln stricht, und noch dazu so dünn, habe ich meinem Herzen Audienz gegeben; aber —" er warf sich in die Brust — „aber seine unberechtigten Ansprüche gebührend zurückgewiesen."

„Du bist unverbesserlich", sagte Clara, indem sie vor Zorn erröthete; „ein Spötter, ein Egoist! Aber Tante Susanne verdirbt dich, alle verderben dich, alle verziehen dich! Es geht dir zu gut, viel zu gut, du herzloses Genie!"

„Unberufen, unberufen!" unterbrach sie erschreckt Frau Susanne. „Um Gotteswillen, Kind! Welche Leidenschaft!"

Clara wurde blaß und wieder roth; Egidius drehte eifrig an seinem rothen Bart, und über allen Dreien lagerte eine verhängnißvolle Schwüle.

In dem Augenblick hörte man einen Wagen vor=

fahren. Gleich darauf öffnete sich die Thür und die Magd steckte ihren Kopf in's Zimmer:

„Der Wagen wär' da, gnädiges Fräulein!"

Der Alarmschuß schreckte sie auf. Die Frauen fielen sich um den Hals, Egidius belud sich mit großem und kleinem Gepäck, und alle Drei verließen schweigend das Zimmer.

II.

Ein paar Stunden nach Clara's Abreise saß Egidius, in melancholische Betrachtungen vertieft, unthätig vor der Staffelei. Sein verstimmtes Gesicht, grau wie der Himmel vor seinem halbverhängten Fenster, stach sonderbar gegen den glühenden Vollbart und das rothe Fez ab, unter dem sich seine Stirn bedenklich auszudehnen schien; dennoch mußte sie ihre natürlichen Grenzen erreicht haben, denn der Kragen seiner Joppe war von dunkelblonden Locken überwuchert, die bei der leisesten Bewegung einen eigenwilligen Tanz aufführten.

„Ja, ja!" murmelte er vor sich hin, „es geht mir zu gut. Ich könnte platzen vor Seligkeit!" — Er sprang auf und trat vor den großen Venetianerspiegel: „Da, schau hin, hat dich Mutter Natur nicht mit allen Reizen überschüttet, hat sie etwa ihre Palette gespart: Carmin,

Zinnober, den theuersten Lack! Doch halt! Sei nicht ungerecht" — lachte er plötzlich — „heut hat mich die Melancholie wahrhaftig verschönt. Grau in Grau! Ein so seltenes Vergnügen darf ich mir nicht entgehen lassen!" — Er griff zur Palette und begann auf einer bereitstehenden Leinwand, die schon manchen Launen ihres Herrn gedient zu haben schien, sein blasses Ich mit großem Eifer zu gestalten.

Er hatte noch nicht lange gemalt, als es an die Thür klopfte. Ohne das Herein abzuwarten, den weitschattenden Hut auf dem Kopf, trat sein Freund Franz in's Zimmer und schweigend hinter den eifrigen Egidius.

„Gut, sehr gut", sagte er nach einer Weile. „Nur zu interessant, mein Lieber, zu blaß. Wo bleibt die Selbsterkenntniß?"

Egidius wandte sich um und sah ihm bekümmert in's Gesicht. Dann legte er Pinsel und Palette beiseite, reichte dem Freund die Hand und warf sich mit einem schweren Seufzer auf's Sopha.

„Mensch, zum wievielten Mal malst du dich eigentlich?" sagte Franz lachend. „Deine Schönheit in Ehren, aber hin und wieder dürftest du wohl einem andern Ideal nachstreben! — Doch ich thue dir Unrecht", unterbrach er sich, indem sein Blick auf eine große Leinwand fiel, die verkehrt zur Seite lehnte. Er holte sie hervor und stellte sie auf die Staffelei.

Mit wenigen unbestimmten Pinselstrichen war auf dem dunklen Grunde eine unheimliche Phantasie entstanden: durch langsam ansteigendes Terrain, mit Steinen und dürrem Gestrüpp bedeckt, führte eine Straße gegen ein verlassenes, burgartiges Haus, das der Sitz des Elends selbst zu sein schien. Die nüchternen Contouren des Hauses und die sturmgepeitschten Bäume zu seinen Seiten zeichneten sich scharf gegen den Horizont. Ueber die ganze trostlose Oede jagten schwere Regenwolken, sich hie und da in den Lachen spiegelnd, die sie am Boden zurückgelassen. Ganz im Vordergrunde aber, quer über die Straße hingestreckt lag der Körper eines Erschlagenen.

Franz stand lange stumm vor dem wunderlichen Machwerk; dann zog er sein Taschentuch und nieste heftig hinein.

„Bist du mit meiner Kritik zufrieden?“ wandte er sich an Egidius. „Man holt sich wahrhaftig den Schnupfen vor deiner verdammten Phantasie. Aber im Ernst, Egidius, das ist schön, das ist ergreifend. Warum, um Gotteswillen, machst du das nicht fertig, ehe deine katharrhalische Begeisterung verfliegt?“

„Weil ich nicht alle Tage Selbstmordgedanken haben kann. Das zehrt an Leib und Seele und schärft den Appetit; und das Pfund Rindfleisch kostet heutzutage zwanzig Kreuzer.“

„Dann mache es wie der Metzger und schlage auch auf“, lachte Franz.

„Ach du lieber Gott! Damit die armen Kinder meiner Laune desto schneller heimkehren? Wer kauft so etwas! Für gutes Geld die schlechteste Laune! — Ein Mädchen, Schafe hütend und dabei ihres Liebsten denkend, der ihr, zwei Schritte davon, im schönsten Goldrahmen, bei ein paar Gänsen, Gleiches mit Gleichem vergilt, kostet nicht mehr und stimmt die Seele heiterer.“

„O, diese sophistischen Schleichwege kenne ich; aber diesmal sollst du mir nicht entwischen und einmal ausnahmsweise die Wahrheit hören, mein Theurer. Gestehe es nur! Du bist einfach zu faul. Du hast kein Pflichtgefühl, keine Energie. Du schöpfst den Schaum ab, leckst dir alle zehn Finger und wirfst dich befriedigt auf dein Lotterbett. Aber glaube mir, da wachsen keine Lorbeeren!“

Die Ausfälle des Freundes schienen Egidius nicht zu beleidigen; wohlgefällig strich er sich über den Bart und erwiderte: „Du urtheilst so oberflächlich, wie alle Moralisten. Das muß kathegorisiren, schematisiren! Mit euren Paar Stichwörtern: Gut und Böse, Fleißig und Faul, glaubt ihr die Grenzen der Menschheit zu umspannen, ohne zu bedenken, daß ihr eure eigene kleine Empfindung einer Phantasie aufdrängt, die euch täglich an eurem eigenen Leibe ihre Unerschöpflichkeit und Grenzenlosigkeit beweist. Was ihr Tugenden nennt und als

Laster verschreit, sind nichts als die Consequenzen unseres Organismus. Ach!" fuhr er mit elegischem Ton fort, „vor zehn Jahren, als ich noch ein unschuldiger Idealist war und die blöde Jugendeselei meinen Blick noch gefangen hielt, da schien es mir auch eine Kleinigkeit, den Himmel zu stürmen. Und als mich mein Maëstro gar einen Hund zu nennen drohte, wenn ich nicht binnen Jahr und Tag ein vorzügliches Bild zu Stande brächte — da rannte ich wie besessen nach Haus, warf mich auf die Kniee, streckte die Arme gen Himmel und stammelte eine Art von verrücktem Gebet in das Chaos hinein. Dabei liefen mir die dicken Thränen über die Backen, und ich glaubte an Erfüllung meiner leidenschaftlichen Wünsche und Bitten, wie nur je ein gläubiger Narr. Dann trat ich mit Siegeszuversicht vor den Spiegel und suchte meinem jugendlichen Nichts den großen Mann aufzuoctroyiren. Ach! mit Begeisterung und Dummheit geht Vieles. Die feurigen Augen und der Wald von lockigem Haar ließen mich Alles übersehen, was die humoristische Laune des Schöpfers schon damals deutlich auf Stirn und Nase geschrieben hatte! — — Aber allmälig fielen meine Haare wie Blätter vom Baum, und das rothe Gestrüpp wuchs am Kinn, und mit ihm die Erkenntniß. Mit jedem Jahr und mit jedem Bild, das ich mir ablauschte, verstand ich die Intentionen des Schöpfers besser; und jetzt" — er sprang plötzlich auf

und stellte sich vor Franz hin — „jetzt, sage selbst, ob ein großer Künstler so aussieht!"

Egidius hatte mit Feuer und Empfindung gesprochen; aber Franz lachte ihm in's Gesicht.

„Nimm deinen Hut, du unverbesserlicher Sophist. Wir wollen deiner schwachen Philosophie bei einem Glase Wein auf die Beine helfen. Vorher aber laß dir sagen, daß du ein besserer Musikant und schlechterer Philosoph sein würdest, wenn du nicht so bequem in der Wolle säßest. Eine Frau, ein halb Dutzend Kinder und ein ganzes Dutzend Sorgen thun oft Wunder!"

Egidius hatte mit ernster Miene zugehört; jetzt streichelte er seinem Sittenrichter freundlich die Backen. „Schau, welch' ein schöner Gedanke! Ja, ertränken wir meine Philosophie und deine Moral einträchtiglich im Wein! Stürzen wir sie in's Meer der Vergessenheit! Aber wenn es dir nicht gerade um einen schlechten Wein zu thun ist, so brauchen wir nicht weit zu laufen. Wir haben einen Magensaft im Keller, der der Sünde werth und mein besonderer Freund und Nothhelfer ist."

„Kathi!" rief er zur Thür hinaus, „eine Flasche Portwein und ein Paar Gläser!"

Kathi, eine verblichene Schönheit an der äußersten Grenze der Jugend, brachte bald das Verlangte. Erröthend und mit niedergeschlagenen Augen stellte sie den Wein auf den Tisch, so daß er nicht gerade herunter-

fallen mußte, und trat, ohne viel zu grüßen, oder um sich zu sehen, sogleich wieder den Rückzug an.

Egidius sah ihr schmunzelnd nach: „Sie kann sich nicht an meine alten nackten Heiden gewöhnen. Das arme Opfer der Tugend! Da sind wir sündigen Menschenkinder doch besser dran“, fuhr er, die Gläser füllend, fort: „wir machen lieber dem Schöpfer zu Ehren aus der Noth eine Tugend, als umgekehrt.“

Franz schien eine Entgegnung auf der Zunge zu haben, doch Egidius schnitt sie ohne Weiteres ab. „Halt, mein Lieber!“ rief er, indem er ihm die Hand auf den Mund legte: „trinke dein Glas aus, rein aus! Ich sehe es dir an, du willst wieder moralisch werden. Aber bei Gott, dazu ist der Stoff zu edel! Ich will dir's beweisen, was ich gesagt habe, und beim zweiten Glas wirst du mir Recht geben. Siehst du, jetzt bin ich glücklich, nehme es an Menschenliebe mit Jedem auf, und doch liegt die Hand des Herrn schwer auf mir. Ich fühle mich schwach im Leibe und bin preß- und schmerzhaft, als wenn sich meine achtundzwanzig Jahre auf den Kopf gestellt hätten. Bei Wasser und Brod würde ich beten, die schöne Gotteswelt zum Jammerthal und meinen Mitmenschen das Leben sauer machen. Aber“ — er schluckte wohlgefällig — „mit diesem Verbündeten hat das Elend keine Gewalt über mich. Tod, wo ist dein Stachel! Hölle, wo ist dein Sieg!“

„Lästerer!“ fiel ihm Franz in's Wort.

„Die ganze Natur lästert! — — Aber“, fuhr er mit bitterm Ausdruck fort, „du hast gut predigen! Du bist ein schöner, gesunder Kerl, ein Musterexemplar der verkommenen Species: homo sapiens Linné! Du kannst arbeiten, was du willst und wann du willst; pflückst Lorbeeren, wie die Kuh das Gras — du hast eine reizende, liebenswürdige Frau —“

Er brach plötzlich ab, leerte sein Glas mit einem hastigen Zug und lief mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

Franz kannte die wunderlichen Launen des Freundes zu gut, um ihm jetzt zu widersprechen. Er überließ ihn ruhig seinen Gedanken.

Nach wenigen Minuten trat Egidius auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte weich: „Der gerade, sonnige Weg ist für euch gerade Leute; mir ist im Dickicht, wo Licht und Schatten wechseln, wohler. Und dann, mein Alter, ist's gar nicht so übel, so ein wenig seitab von der Heerstraße, in der Stille; wenn man nicht allein ist, wenn man so klug war, sich eine Mutter auszusuchen, wie die meine ist. — Die wahre Kindesliebe kommt doch erst mit den Jahren. Du glaubst nicht, du armer pflichtgebeugter Vater, wie angenehm das ist, mit achtundzwanzig Jahren noch gelegentlich ein Kind und nichts als Kind sein zu dürfen. Es mag egoistisch

sein; aber bekanntermaßen ist Liebe nichts Anderes als Egoismus!"

„Daß ich der Narr wäre, mich mit dir zu streiten", sagte Franz und griff lachend nach seinem Hut. „Du hast heut deinen nachdenklichen Tag; da ist's besser, ich gehe heim, schaue nach meinen Nestlingen und schaffe Futter in's Haus. Leb wohl, Philosoph!" — Damit drückte er ihm die Hand und ging.

Als Egidius allein war, trat er an den Tisch und goß sich langsam den Rest der Flasche in's Glas. Dann hob er es in die Höhe und sagte, während ein sonniges Lächeln über sein Gesicht flog: „Auf dein Wohl, Mutterherz! Ich bin so egoistisch, dich zu lieben, mir zu Liebe; aber man müßte mir Glied für Glied abhacken, ehe ich es ließe!"

III.

Egidius war eine Art Pessimist, aber ein gutgelaunter Pessimist. Er schimpfte über Gott und die Welt; aber er war nicht so eingebildet, sich für zu gut für diese wunderliche Einrichtung zu halten. Mit einem gewissen cynischen Behagen füllte er seinen Platz aus und hätte sich wahrscheinlich weniger glücklich gefühlt, wenn er zufriedener gewesen wäre.

Die Zufriedenheit ist das Glück der Geduldigen; der Lämmer und Tauben unter den Menschen — und Egidius wollte weder ein Lamm, noch eine Taube sein. Er lag mit den kleinen Leiden des menschlichen Lebens in beständigem Hader; doch er hatte einen unerschrockenen Geist; sein Bogen war immer gespannt, und seine in Humor und Sarkasmus getauchten Pfeile hielten den Feind in gebührender Entfernung. Wurde er ihm ge-

legentlich zu stark, oder fühlte er seine Kraft erlahmen, dann stimmte er wohl auch in den allgemeinen Klagegesang über das Elend der Welt ein. Aber dieser Zustand der Erschlaffung dauerte selten lange; lieber schickte er in den Keller und verschanzte sich hinter einer Flasche Portwein, seinem Universalmittel. Dann streckte er sich der Länge lang auf das Sopha, steckte sich eine Cigarre an und wartete mit mehr oder weniger Geduld, bis seine Kräfte zu neuem Streit gewachsen schienen.

So war er bisher noch immer mit einem blauen Auge davongekommen. Aber die Zeit der Prüfung sollte auch ihm nicht ausbleiben. Unerwartet stiegen plötzlich dunkle Wolken am Horizont auf, die sich mit Donner und Blitz über seinem unschuldigen Haupt entladen sollten.

Als er am nächsten Morgen — es war empfindlich kalt — noch halb verschlafen und ganz erfroren in's Wohnzimmer kam, war der Ofen noch nicht geheizt und der Tisch, von dem ihm sonst die Kaffeemaschine lustig entgegenbrodelte, leer.

Egidius sah sich verdutzt um, faßte sich an den Kopf und zog die Uhr; es war acht. Zu dieser Stunde fand er sonst immer die Mutter und den Kaffee bereit, seine schlummernden Lebensgeister zu wecken. Was war das heute? Seinen nüchternen, frostigen Körper überlief ein ahnungsvoller Schauder. Er trat an die Thür, die

zu Frau Susanne's Schlafzimmer führte, und horchte hinein. Es war Alles still. Sollte die Mutter noch schlafen! — Er rief die Magd. — Kathi kam, übernächtig, mit verweinten Augen.

„Was giebts? Was bedeutet das?" fragte Egidius ängstlich. „Wo ist meine Mutter? Warum haben Sie nicht geheizt?"

„Ach Gott!" seufzte Kathi, „die gnädige Frau sind so krank — und es ist so kalt — und da wußte ich nicht —"

Ehe sich Kathi's Logik noch weiter compromittiren konnte, wurde sie durch Frau Susanne's Stimme unterbrochen, die aus dem Nebenzimmer nach Egidius rief.

Er stürzte hinein. Seine Mutter lag mit fiebergerötheten Wangen im Bett und streckte ihm mit mattem Lächeln die Hand entgegen.

„Mutter! Du bist krank!" rief Egidius. „So plötzlich —"

„Ja, mir ist schlecht!" — Sie lächelte matt. „Ich fühlte es schon seit mehreren Tagen. Doch ich habe dich nicht ängstigen wollen; heut aber kann ich's dir nicht mehr vorenthalten. Ich habe es versucht, aufzustehen, aber die Füße wollen mich nicht tragen. Ich glaube, ich werde recht krank, mein armer Junge! — Aber ich seh' es dir an: du bist noch nüchtern, du hast noch nicht gefrühstückt, du siehst ganz entgeistert aus."

„Ach Mutter! wer denkt an Frühstücken!“ — Er mußte trotz seines Kummers lachen: „Kathi auch nicht!“

Frau Susanne seufzte: „Wie werdet ihr unpraktischen Leute ohne mich fertig werden! Das arme Mädchen! Ihr Kopf kann nicht zwei Dinge auf einmal beherbergen, und jetzt hat sie noch obendrein Kummer um mich, und die Nacht nicht geschlafen. Ich habe sie schon in aller Frühe zum Arzt geschickt —“

„Und mich nicht wecken lassen, böse Mutter!“

„Wozu? Es stände nicht besser um uns Drei, wenn ich auch deinen Schlaf gemordet hätte. — Aber jetzt laß mich lieber allein; ich will versuchen, das Versäumte nachzuholen, ehe der Arzt kommt.“

Egidius küßte der Mutter die Hand und ging betrübt in sein Atelier. Kathi schien sich inzwischen wieder gefunden zu haben, wenigstens glühte der Ofen und die Kaffeemaschine gurgelte hoffnungsvoll auf dem Tisch. Indessen Egidius sah nichts von alledem; seine Bedürfnisse waren geschwunden, seine Sinne todt. Er ging mit großen Schritten auf und ab wie ein gefangenes Thier. Das unerwartete Mißgeschick hatte den dunklen Grund seines Wesens aufgerührt. Mit Schaudern empfand er die vulkanische Existenz des Menschen. Die Abgründe, an denen unser Weg beständig hinführt, über die der Leichtsinn des Glücklichen seine luftigen Brücken baut,

gähnten ihn an. Er warf einen verächtlichen Blick auf alle die Schätze und künstlerischen Schnurrpfeifereien, die sein Zimmer schmückten, die er wie seine Kinder liebte und mit ästhetischem Raffinement jeden Tag anders ordnete und stellte.

„Unsinn! Thorheit! Narrheit! Als ob ein Mantel, seine Blöße zu bedecken, und ein Stiefelknecht nicht schon zu viel Hausrath für so eine Eintagsfliege wären! Aber da hängt man sein Herz an tausend überflüssige Dinge; senkt seine Wurzeln nach allen Seiten in den Boden; klammert sich mit allen Fasern an das Leben — wenn dann das Schicksal kommt, das üppig wuchernde Unkraut auszureißen, so schmerzt es tausendfach. — Doch ich will frei werden; ein Philosoph werden, meine Seele, meinen Körper von all' den thörichten, vergänglichen Bedürfnissen lösen!"

Bei diesen Worten befand sich Egidius zufällig vor der Kaffeemaschine, die eben klagend ihren letzten Seufzer aushauchte. Die Wehmuth des leblosen Geschöpfes that ihm wohl. Er seufzte auch, seine Nasenflügel erweiterten sich, instinctmäßig ergriff er die Tasse und schenkte sich ein. Dann trank er, setzte ab und trank wieder, strich sich über den Bart und sagte endlich halblaut vor sich hin: „Tod, wo ist dein Stachel! Hölle, wo ist dein Sieg!"

Wie er sich jetzt aufrichtete, fiel sein Blick auf die Büste der Mediceischen Venus, die ihm gegenüber in der

Ecke stand. Ihr vergoldetes Haar leuchtete ihm aus dem Dunkel entgegen, ihre schwellenden Lippen schienen ihn spöttisch anzulächeln. Er schlug die Arme übereinander und sah ihr lange und nachdenklich in das schöne Gesicht. Allmälig glättete sich seine Stirn und um seine Mundwinkel begann es zu zucken. „Lache nur, du schöner Teufel", sagte er, ihre runden Wangen streichelnd. „Du ahnst mit deinem Gypsherzen freilich nicht, was für Kummer und Noth solch' eine arme Menschenseele erleben kann!"

Damit wandte er ihr den Rücken und schüttelte sich wie ein Pudel, dem sein Herr ein unfreiwilliges Bad bereitet hat. Doch wenn er auch mit dem Schicksal für den Augenblick fertig war, mit sich selber war er keineswegs zufrieden. Die Art seines Sieges hatte etwas Beschämendes; das konnte er sich nicht leugnen.

Gedankenvoll starrte er in die Kaffeetasse: „Da also ist der Quell deiner Mannheit! Dieses Bischen braune Wasser vermag mehr, als die zwanzig Pfund rothes Blut, die durch deine Adern laufen; als die Weisheit deiner achtundzwanzig Jahre, auf die du so stolz warst! Schäme dich, Kleinmüthiger, sei ein Mann! Wer resignirt, ist ein Fahnenflüchtiger; mag ihn die Welt einen Philosophen oder einen Heiligen nennen, vor sich selbst gesteht er doch nur seine Schwäche ein."

Es war gut, daß sich Egidius den Kopf so gründ-

lich, wenn auch nicht mit dem lautersten Wasser, gewaschen hatte; denn der Ausspruch des Arztes, der bald darauf erschien, klang wenig tröstlich. Er könne noch nichts mit Bestimmtheit sagen, aber er dürfe ihm nicht vorenthalten, daß der Zustand ein sehr ernster sei und daß ihre Kräfte und seine Ausdauer auf eine harte Probe gestellt werden könnten.

„Halten Sie nur den Kopf oben!“ schloß er, „damit ich nicht zwei Patienten zu gleicher Zeit bekomme!“

Der Arzt sollte Recht behalten. Es kam eine böse Zeit über die armen Wenzels.

Frau Susanne lag matt und apathisch, oder in ängstlicher Fieber-Erregung wochenlang ohne Aenderung. Der arme Egidius, der sich bisher nur so weit um die praktischen Bedingungen des Lebens bekümmert hatte, als sie sein eigenes Wohl und Wehe betrafen, mußte jetzt nicht allein die Pflichten des Hausvaters erfüllen, sondern auch Kathi's unberechenbares Hirn im Zaum halten.

Indessen sein Kopf blieb oben und er stand den Pfeilen des tückischen Schicksals seinen Mann; wenigstens so weit es den willigen Geist betraf; sein schwaches Fleisch freilich schwand merklich. Ein wie loses Gewebe sein Nervengeflecht schon in den gesundesten Tagen war — er hatte doch damit auskommen können, ja noch einen Ueberschuß behalten für seine künstlerischen Luxusausgaben.

Nun zehrten die schweren, sorgenvollen Tage, die schlaflosen Nächte diesen Ueberschuß schnell auf; und Egidius mußte sich gestehen, daß es nicht mehr lange so fortgehen könne. Aber gesund mußte er nun einmal sein; so oder so mußte er sich die nöthige Widerstandskraft verschaffen. Er zog alle Reserven ein, vermehrte seine Dosen Kaffee, verstärkte den stärksten Thee mit Rum und brach einer Flasche Portwein nach der andern den Hals; ohne zu bedenken, daß ihn diese Pferdecur über kurz oder lang den eigenen Hals kosten könne.

Mehr als einmal kam ihm wohl der Gedanke, seine Cousine Clara zu bitten, ihm in seiner Noth beizustehen; doch da Frau Susanne nichts davon wissen wollte und er theils zu stolz war, seine Hülflosigkeit einzugestehen, theils den mürben Zustand seines Herzens fürchtete, so blieb es eben bei dem unausgeführten Gedanken.

Aber wie auch die Katze der gefangenen Maus gelegentlich einen Sprung gönnt, der sie doch nicht aus dem Bereich ihrer Krallen bringt und dem armen Opfer nur die trügerische Hoffnung der Freiheit erweckt, so machte es jetzt das Schicksal mit den armen Wenzels: Frau Susanne's Krankheit verlor allmälig den bösartigen Charakter; das Lächeln und die Hoffnung kehrten wieder, und bald konnte der Arzt die Kranke von aller Gefahr freisprechen.

„Doctor und Apotheker haben hier nichts mehr zu

thun", wandte er sich an den glücklichen Egidius, „jetzt gebe ich die Patientin in Ihre Hände. Liebevolle Pflege und die höhere Kochkunst — und die verstehen Sie ja wohl! — müssen nun das Uebrige thun. In acht Tagen fahren Sie Ihre Mutter spazieren, und Noth und Tod sind vergessen. Auf Wiedersehen!" — Er drückte Egidius die Hand und ging.

Als Mutter und Sohn allein waren, lehnte sich Frau Susanne erschöpft, aber mit glückseligem Lächeln in die Kissen zurück. Es war Feiertagsstille im Zimmer, nur gedämpft drang das Geräusch des Lebens, dem sie nun wiedergegeben war, an ihr Ohr.

Egidius setzte sich still an ihre Seite, beugte sich auf ihre kleinen, abgemagerten Hände und küßte sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit. So verweilten sie mehrere Minuten, jedes in seine dankbaren, hoffnungsvollen Gedanken vertieft. Endlich erhob Egidius seinen Kopf; noch standen ihm die hellen Thränen der Freude in den Augen, aber um den Mund spielte schon wieder das langverbannte, sarkastische Lächeln.

„Mutter!" sagte er trocken, während seine Augen strahlten, „ich liebe dich!"

Frau Susanne sah ihn mit stillem Lächeln an.

„Ja, aber ganz anders, als du denkst", fuhr er fort. „Erinnerst du dich noch der ersten und letzten Ohrfeige, die du deinem einzigen Sohn an der Grenze der Kind-

heit verabreichtest? Es ist lange her, aber mein verletzter Mannesstolz konnte die schauderhafte That nicht vergessen. Diese Ohrfeige stand noch zwischen uns; krampfhaft klammerte sich die Achtung daran fest, wenn die Liebe sie überflügeln wollte. Jetzt ist auch das überwunden und ich liebe dich: grenzenlos, rückhaltslos!"

„Eine schöne Liebe, ohne Achtung", fiel ihm Frau Susanne in's Wort.

„Ach, Mutter! Ich achte dich wie jeden Biedermann, aber ich liebe dich wie nichts auf der Welt! Nicht mit jener elementaren Leidenschaft, die die weise Natur Mutter und Kind zur Erhaltung des Geschlechts einimpfte und in die sich die Krone der Schöpfung mit dem Kaninchen theilen muß. Auch nicht mit den moralischen Empfindungen, die eine achtzehnhundertjährige Cultur dem blöden Instinct aufdrängte. Aber dafür mit dem vollsten, reinsten Bewußtsein von Kopf und Herzen! In den schaudervollen, langen, schlaflosen Nächten, als ich an deinem Leben verzweifeln mußte, als die kalte Hand des Todes nach deinen lieben, kleinen Händen griff und ich rathlos und hülflos dabei stand; da wurde es mir erst völlig klar, was ich an dir besitze, was ich mit dir verlieren würde; daß ich nicht leben könnte ohne dich. Du bist mein Alles: meine Kraft, meine Welt, mein Glück! Habe ich je einen bessern Freund besessen als dich! Bist du nicht der einzige Mensch, der mich ganz verstan-

den; die Schmerzen, die Qualen und die Seligkeiten meiner Jugend! Ohne dich wäre ich allein, mutterseelenallein, und die schöne Welt eine trostlose Oede!"

Egidius war aufgesprungen, seine Lippen zitterten vor innerer Erregung. Er trat an's Fenster und starrte wie abwesend in den Sonnenschein hinaus.

Aus den Kaminen der benachbarten Häuser stieg leichter Opferrauch empor und verlor sich kräuselnd in das reine Blau des Himmels.

Auf dem nächsten Dach lag eine weiße Katze behaglich in der Sonne; plötzlich hob sie den Kopf, spitzte die Ohren und sprang gewandt auf den nächsten Kamin. Aufgeregt wendete sie ihren Kopf hin und her; dann steckte sie die Nase tief in den Schlot, kniff die Augen zu und leckte sich wollüstig die Schnauze.

Halb unbewußt war Egidius allen Bewegungen des anmuthigen Geschöpfs gefolgt. Plötzlich schlug er sich vor die Stirn: „Pflichtvergessener! Muß dich die unvernünftige Creatur an deine Schuldigkeit erinnern? Mutter!" wendete er sich lachend an Frau Susanne, „heute bekommst du dein erstes Huhn, und ich Egoist überlasse das Kathi und liebe dich hier, zweck- und ziellos! Verzeih mir! — Wie willst du's haben? Gebraten? Gedünstet? Im Speckhemdchen?"

Frau Susanne konnte nicht mehr gegen das curwidrige Speckhemdchen protestiren; denn Egidius, von

Reue beflügelt, hatte die Thür schon hinter sich zugezogen, ehe sich ihre erregten Nerven in den plötzlichen Scenenwechsel gefunden hatten.

Als Egidius in die Küche kam, hielt ihm Kathi triumphirend ein halbes Spanferkel entgegen: „Das giebt Kraft, Herr Egidius!"

„Aber das Huhn! Wo ist das Huhn für meine Mutter?" stammelte Egidius ahnungsvoll.

„Hühner", antwortete Kathi gleichmüthig, „Hühner giebt's heut nicht. Was da war, war zu theuer. Die Bauern werden alle Tage unverschämter! — Und dann" — sie schnalzte halb verschämt mit den Lippen — „ist ein Spanferkel ja viel besser. Was wird die arme gnädige Frau für eine Freud' haben!"

„Kathi! Kathi!" rief Egidius außer sich, „wenn Sie keinen Kopf, keine Ueberlegung haben — gut! Die Natur hat es in ihrem unerforschlichen Rathschluß so gewollt; aber dann denken Sie wenigstens nicht mit Ihrem verdammten Straußenmagen! — Ein Huhn müssen wir haben. Ich gehe selbst."

„Herr Egidius, sie sind zu theuer, und Sie kriegen auch keins mehr. Die Bauern sind schon fort."

„Wann müssen Sie das Huhn haben?" fragte Egidius, ohne ihren Einwand zu beachten.

„Bis in einer Stunde."

„Gut!“ Damit stürmte er zur Thür hinaus.

Kathi sah ihm triumphirend nach; dann setzte sie sich und begann ihr Spanferkel herzurichten. Sie gönnte Frau Susanne alles Gute, aber die Theorien der wissenschaftlichen Diät wollten ihr nicht in den Kopf.

Auf der Treppe rannte Egidius glücklicherweise seinem Freunde Franz in die Arme.

„Gott sei Dank“, rief er, „ein Mensch, ein Familienvater! Ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft!“

Athemlos theilte er dem Freunde seine Noth mit. Franz hörte ihn lächelnd an. „Komm nur mit mir“, sagte er dann; „da hilft meine theure Ehehälfte!“

Schon nach einer halben Stunde stieg Egidius, das zarteste aller Hühner in den Armen, die Stiegen zu seiner Wohnung wieder hinauf.

Er hatte manche Anmerkung von dem Freunde mit in den Kauf nehmen müssen, die ihn nachdenklich machten. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei!“ murmelte er vor sich hin.

Als ihm aber jetzt Kathi's spöttisches Gesicht öffnete, faßte er sich schnell und warf ihr statt aller Antwort sein fettes, zartes Huhn in den Schooß.

Wie Schnee vor dem siegenden Strahl der Sonne schmolz ihr zünftiger Hochmuth bei diesem Anblick. Sie

warf ihm einen bewundernden Blick zu, den der Heuchler hochmüthig erwiderte. Von dieser Stunde an folgte Kathi Egidius' Phantasien durch alle Dornenhecken seiner überlegenen Theorie. Er dachte, und sie kochte und briet, und Frau Susanne gedieh zusehends unter dieser segensreichen Allianz.

IV.

Die Tage wuchsen allmälig und mit ihnen Frau Susanne's Kräfte. Sie konnte nun stundenlang das Bett verlassen und am halbgeöffneten Fenster Seele und Leib erquicken. Der Arzt kam nur noch selten und ging jedesmal zufriedener; nur auf Egidius, der heitern Muths, aber grau und abgemagert, seine kindlichen Pflichten erfüllte, warf er gelegentlich einen prüfenden, sorgenvollen Blick. Das war Frau Susanne nicht entgangen. Als er wiederkam, bat sie ihn, ihren eigensinnigen Sohn, der der Mutter nicht Rede stehen wollte, in's Gebet zu nehmen.

Der Arzt fand Egidius auf seinem Sopha liegend, ein großes Glas Glühwein neben sich und ganz in Wolken blauen Rauchs gehüllt. Er machte ein sonderbares Gesicht. „Mein Verehrtester", sagte er, „es scheint, daß Sie die Lorbeeren Ihrer Frau Mutter nicht ruhen

lassen! Ich glaube, Sie wollen mir auch zu thun geben; Sie sehen schlecht aus!"

„Malerisch!" corrigirte Egidius. „Aber Sie haben vielleicht nicht Unrecht, Herr Doctor! Ich war freilich von jeher eine Art Krüppel, aber doch ein gesunder Krüppel, der das Kainszeichen mit leidlicher Würde trug. Jetzt aber glaube ich selbst, auf eine schiefe Ebene gerathen zu sein. Es geht bergab! Mein unverwüstlicher Appetit, meine beste Eigenschaft, ist auch zum Teufel. Ach!" seufzte er, „ich wünschte, alle Beafsteaks würden zu Rothwein!" — Er griff nach seinem Glas; aber der Arzt kam ihm zuvor und fing seinen ausgestreckten Arm behutsam ein.

„Lassen Sie den gefährlichen Freund lieber stehen und halten Sie einmal still." Er zog die Uhr: „70; 80; 90! Halt, mein Herr! Sie haben ja reelles Fieber — und dabei trinken Sie Wein! Thun Sie das oft?"

„Ja," lachte Egidius, „das kann ich nicht leugnen: in beiderlei Gestalt, kalt und warm. Sehen Sie, Herr Doctor, von selber laufen jetzt meine Beine nicht gern, da muß man schon nachhelfen. Eigentlich bin ich nicht mehr ich; meine Kraft und meine gute Laune liegen im Keller — und da ich Beides brauche als Krankenpfleger, so —"

„Das hat vorläufig ein Ende", sagte der Arzt mit Nachdruck. „Wenn Sie sich nicht sehr schonen, bedürfen

Sie bald selbst der Pflege. Einstweilen geben Sie den Kellerschlüssel in sichere Hände und legen Sie sich zu Bett. Für Ihren Durst wollen wir anderweitig sorgen."

„Aber meine Mutter!" wollte Egidius einwenden.

„Gerade wegen Ihrer Mutter müssen Sie gehorchen. Ich sehe morgen wieder nach und hoffe, Sie besser zu finden. Also keine Reizmittel! Guten Morgen!"

Egidius sah ihm verdutzt nach. „Schade drum!" sagte er; „aber ich hab's kommen sehen. — Freilich wäre vierzehn Tage später auch noch Zeit gewesen!"

Er trat an's Fenster und warf einen melancholischen Blick auf die Schaaren geputzter Menschen, die sich heiter durcheinander schoben. „Schade drum!" wiederholte er. Dann wandte er sich hastig ab, trat an den Tisch und sog den letzten Schluck des verbotenen Labetrunkes mit Inbrunst ein.

Mit stummer Resignation nahm er sein Fez vom Kopf und begann sich langsam für das Schmerzenslager herzurichten. Tage, Wochen, Monate! — Wer stand ihm für die Zukunft!

Mit Kummer betrachtete er seine wohlgeformten Beine, die in ihrer normalen Bildung der einzige disharmonische Theil seines Körpers, doch bisher der Stolz und die Freude seines Lebens gewesen waren. Er streichelte sie zärtlich, wie ein Sportsman sein siegreiches Rennpferd; und wahrlich nicht mit Unrecht, denn vor

wenigen Jahren, als Egidius in der ewigen Roma der Schönheit nachjagte, hatten sie im edelsten Wettkampf den Lorbeer erhalten.

Egidius lachte laut auf, als ihm plötzlich die Erinnerung dieser glücklichen Stunde auftauchte. Denn sein Sieg war noch mehr ein nationaler Triumph, als die Befriedigung persönlicher Eitelkeit gewesen.

Mit allerlei Leuten seines Handwerks hatte er die halbe Winternacht beim Orvieto verschwatzt. Die großen und die kleinen Götter der Vergangenheit waren abgethan und die Gegenwart forderte ihr Recht. Schöne Weiber, guter Wein und schlechte Bilder — Stoff und Gelegenheit genug zu Zank und Streit — konnten den Frieden nicht stören. Da fiel es einem blonden Fleischmaler ein, die italienische Race zu loben: die schönen Knochen, das gleichmäßige Colorit.

„Schneiderbeine!“ warf Egidius hin. „Oben Apollo, unten Rettig! Die Schultern sind gut, aber Beine, Beine zum Feststehen, giebt's nur in Deutschland!“

Das ging einem bleichen Polen an die Ehre. Mit der Bitterkeit eines Unterdrückten und dem ganzen Hochmuth der Schmerzenskinder ging er Egidius zu Leibe. Es entstand ein heftiger Streit, in dem jede Nationalität ihr Recht zu wahren suchte.

„So kommen wir nicht weiter“, schrie Egidius in den Lärm hinein. „Hier gilt's Beweise! Wir haben an-

gefangen", wandte er sich an den Polen; „machen wir Zwei es allein aus. Wer unterliegt, zahlt die Zeche!"

Der Vorschlag wurde mit Lachen angenommen. Die Duellanten zogen, Arm in Arm, von dem ganzen Schwarm gefolgt, in's nächste Atelier — und dort, beim Schein der zweizinkigen antiken Lampe, wurde Egidius' schönerer Hälfte einstimmig der Lorbeer zuerkannt.

„Schönheit vergeht, Tugend besteht!" seufzte Egidius, während das Lachen wie eingefroren auf seinem ergrauten Gesicht stehen blieb. Dann strich er sich langsam die Strümpfe von den Füßen, streckte sich der Länge nach aus und schloß die Augen.

Armer Thor! du lachst und tändelst mit deinem Schicksal, und hinter dir steht das Elend, das sich mit deinem Herzblut großsäugen soll. Alle Dämonen der Finsterniß lauern auf deine arme Seele. Sie hassen deinen Gleichmuth, deinen harmlosen Humor, der dich mit seinem leuchtenden Schilde deckt. Noch kennst du ihre Macht nicht. Mit Nadelstichen und mit Keulenschlägen werden sie dir zusetzen, bis du am Boden liegst; bis die Schwingen deiner Seele gebrochen sind. Dann lache, dann fliege empor zum Licht, und ein schönerer Lorbeer soll dich kränzen!

V.

Die Krankheit schien nur auf Egidius' Entgegenkommen gewartet zu haben: denn kaum lag er im Bett, so brach das Fieber aus und fuhr mit verheerender Gewalt über seinen armen, schon halb gebrochenen Körper hin, seine Sinne wohlthätig mit Nacht umhüllend.

Als er endlich wieder zu sich kam, war es fast dunkel im Zimmer. Ein Nachtlicht, durch einen Schirm verdeckt, ließ die Gegenstände kaum erkennen. Mit Mühe suchte er seine Gedanken zu ordnen. Aber das war nicht so leicht. Wenn er auf dem besten Wege schien, die Situation zu begreifen, so versagte sein Gehirn plötzlich den Dienst und er fiel in das Chaos zurück. Nur so viel wurde ihm bald klar, daß ihn seine Zunge auf ungewohnte Weise belästige und daß ihn ein ungeheurer Durst verzehre. Durst! Das war ein Anhaltspunkt, eine bekannte Größe, mit der sich rechnen ließ.

Rothwein, Portwein, das Verbot des Arztes tauchten allmälig vor ihm auf. Er fing an zu begreifen, daß er krank sei und im Bett liege. Im Bett — während seine Mutter — — endlich riß der Schleier. Er wollte schreien, aufspringen; aber kein Ton kam von seinen Lippen, kein Glied rührte sich. „Hol mich der Teufel!" dachte Egidius und hätte für sein Leben gern diesen Wunsch öffentlich mitgetheilt; aber Alles blieb still. — Ein Schauder überlief ihn; so gottverlassen war er sich noch nie vorgekommen. Halb verzweifelt gab er es auf, das Räthsel mit Gewalt lösen zu wollen, und überließ sich dem regellosen Spiel seiner Gedanken. Ganz allmälig arbeitete sich indessen sein Gehirn aus dem chaotischen Dunkel heraus und gewann damit zugleich die Herrschaft über den widerspenstigen Körper. Er wurde sich seiner langsam Glied für Glied bewußt. Jetzt versuchte er es, den rechten Arm auszustrecken. Der Erfolg war überaus glänzend, denn im selbigen Augenblick vernahm er einen schmetternden Klang, ein Plätschern, als ob ein gefülltes Glas zu Boden stürze.

Egidius hatte nicht Zeit, zu erschrecken, denn fast gleichzeitig öffnete sich die Thür und — ihm erstarb der erste hoffnungsvolle Laut auf der Zunge — Clara, seine schöne Feindin, trat, die Lampe vorsichtig mit der Hand bedeckend, ins Zimmer.

„Egidius", rief sie leise, „Egidius, wachst du? Bist du wieder bei dir?"

„Ja", stammelte Egidius, „wenn ich das nur selber wüßte! Bin ich im Himmel? Haben sich die Pforten des Paradieses schon vor mir aufgethan, oder schickt mir der barmherzige Gott einen seiner Engel? — Ach! — aber! — ich gäbe Himmel und Erde um einen Schluck Wasser!"

Clara sah sich um. „Dein Glas?"

Er lachte mühsam: „Da liegt's, ein Opfer meiner Wiedererweckung von den Todten."

„Einen Augenblick!" — Schon war sie draußen, um gleich mit dem ersehnten Labetrunk zurückzukehren.

„O, das thut wohl!" sagte Egidius mit verklärtem Gesicht. „Dank! tausend Dank! — Aber jetzt — vor allen Dingen — wie lange habe ich geschlafen? Wie kommst du hierher? Was macht Mutter? — Ach!" fügte er mit einem schmerzlichen Seufzer hinzu, „diese paar Stunden haben mich bös mitgenommen! — Alles schmerzt!" — Stöhnend sank er in die Kissen zurück.

„Ein paar Stunden!" erwiederte Clara erstaunt. „Seit zwei Tagen warten wir in Angst und Sorge, daß du wieder ein vernünftiges Wort sprechen sollst. Du hast wie ein Todter gelegen, oder die tollsten Sachen geschwatzt, die kein Mensch verstehen konnte. Deine arme Mutter hat mir vor vier Tagen geschrieben, wie es um

euch steht, und seit vorgestern bin ich hier und — —"

„Und Mutter!" fiel ihr Egidius in's Wort. — „Sie schläft jetzt, es geht ihr gut, aber sie kann dich nicht pflegen. Jetzt mußt du schon mir gehorchen", fuhr sie lächelnd fort, „wenn es dein Mannesstolz erlaubt."

Er wollte antworten, aber sie legte ihm ihre weiche weiße Hand auf den Mund: „Ruhig, Egidius; morgen mehr! Du rollst schon wieder die Augen!" — Dann zog sie ihre Hand sanft zurück, nickte ihm noch einmal zu und verschwand unhörbar, wie sie gekommen.

Egidius starrte ihr wie einer Erscheinung nach; seine Sinne begannen sich von Neuem zu verwirren, und binnen wenigen Minuten war er wieder fest entschlafen.

So, zwischen Traum und Wirklichkeit, verlebte Egidius noch eine geraume Zeit. Er hatte seine Mutter am andern Morgen zärtlich begrüßt; Clara von Neuem gefragt, wo sie herkomme? dann Beide mit einander verwechselt; war galant gegen seine Mutter, zärtlich gegen Clara gewesen, und hatte immer und immer gedurstet.

Endlich wich die Wuth des Fiebers, doch für den armen Egidius war damit wenig gewonnen; denn die schnelle Kräftigung, die der Arzt erhofft und versprochen hatte, trat nicht ein. Seine Lebenskraft war offenbar im innersten Kern getroffen, und außer seinem Gehirn, das mit doppelter Kraft arbeitete, war keine gesunde Stelle an seinem armen, zum Erschrecken abgemagerten

Körper. Alles that ihm weh und seine zerrütteten Nerven bereiteten ihm die ausgesuchtesten Qualen. Nur die Kraft seiner Seele war nicht gebrochen. Kaum war er wieder im Stande, logisch zu denken, so fing er in alter Weise an, sich mit dem Schicksal zu raufen. Nur bitterer, als es sonst wohl seine Art war. Nichts war ihm heilig, und die wohlgemeinten Tröstungen der Frauen hob er unerbittlich aus dem Sattel.

Clara's harmonische, reine Natur konnte sich in dieses beständige Rebelliren und Trotzen nicht finden; ihre echt weibliche Seele hätte sich geduldig in das Unabänderliche gefügt. Ja im Stillen fand sie es frivol, so mit den ernstesten Dingen, mit Leben und Tod umzuspringen, wie es Egidius zu thun pflegte. Bald von Mitleid mit dem armen Dulder zu Thränen gerührt, wurde sie im nächsten Augenblick durch seine Sarkasmen zurückgestoßen.

Egidius ahnte von alledem, von Clara's wechselnden Empfindungen nichts. Ihm war es nur unsäglich wohlthuend, sie zu sehen, zu empfinden, seine Augen an ihrer Schönheit zu weiden. Ob sein Herz dabei betheiligt war, wußte er selber kaum. Denn mit dem natürlichen Egoismus des Kranken wuchs das Interesse an seiner Persönlichkeit, seinen eigensten Leiden und Freuden zu einer mächtigen Schmarotzerpflanze, unter deren Schatten er eine neue Welt, ja sogar eine Art von Glück fand.

Aber Egidius war kein Held, kein Ritter ohne Furcht und Tadel, der jeden Gegner ohne Weiteres aus dem Sattel hob. Er war von Fleisch und Blut, und so schwach, wie es diese verhängnißvollen Gottesgaben mit sich bringen. Wenn er allein war, wenn ihn in schlaflosen Nächten die Schmerzen hin und her warfen, oder ihn plötzlich aus qualvollen Träumen zu qualvollerer Wirklichkeit aufrüttelten, dann half ihm all' seine Seelenstärke herzlich wenig; dann irrten seine Augen wie verzweifelt durch die dämmernde Einsamkeit seines Zimmers; dann wurde er zur willenlosen Beute der finsteren Nachtgespenster, verfluchte sich und sein Schicksal und sehnte sich inbrünstig das Ende, den Tod, den Befreier herbei.

Dort, ihm gegenüber auf dem Tische, stand, was ihn freimachen konnte: ein Fläschchen mit Opium! — Ein Griff, ein Schluck! — Er mußte immer wieder den Blick dahin richten. Er wandte sich nach der andern Seite und machte die Augen fest zu; aber was half ihm das! Vor seinen geschlossenen Lidern tanzte und gaukelte das braune Fläschchen, und die tausend Stimmen der Nacht flüsterten ihm verführerisch in's Ohr.

Wie eine arme Fliege im Spinnengewebe saß er in dem Netz, das seine eigene Phantasie fester und fester um ihn spann.

Mit einem plötzlichen Entschluß sprang er auf und wankte, so gut es seine Schwäche zuließ, hinüber an den

Tisch. Er wollte das Fläschchen ausgießen, aus dem Fenster werfen, sich damit von dem Dämon erlösen, der seine Vernunft von Minute zu Minute umgarnte.

Nun hält er es wirklich in seinen zitternden Händen. Er will es an den Boden werfen; aber die Hand giebt es nicht wieder her, umklammert es krampfhaft. Er wankt zurück zum Bett und wirft sich erschöpft nieder.

Nach einer Weile richtete er sich auf und zog den Pfropfen heraus. Ein schaaler, widerlicher Geruch drang ihm in die Nase.

„Pfui!" sagte er und setzte die Flasche neben sich auf den Nachttisch, „so zu sterben."

„Und morgen bist du todt, ganz todt, maustodt!" — Todt! — Sonderbar, das kleine Wort wurde ihm schwer auf der Zunge, körperlich. Er wendete es förmlich hin und her, als ob er damit das Räthsel des Todes lösen oder auch nur begreifen könne. Er wiederholte es noch ein paar Mal in den verschiedensten Tonarten und horchte gespannt auf den bleiernen, räthselhaften, mystischen Klang. Mit einer ängstlichen Bewegung erhob er seinen Arm und schüttelte ihn vor seinen Augen hin und her, wie um sich zu versichern, daß er noch lebe. — „Noch, jetzt noch! — aber in ein paar Stunden nicht mehr. Dann bist du todt, und das Leben geht seinen alten Gang. Dann kommt wie alle Morgen der Bäckerjunge, die Milchfrau, und endlich das Licht und der

Tag. Das Licht, das goldene Licht! aber nicht für dich; deine Augen sind geschlossen, um sich nie mehr zu öffnen. Im ewigen Dunkel, in der Nacht des Todes löst sich dein Leib, dieser warme lebendige Leib, in seine Atome, in schmerzlosen, freudlosen Stoff, langsam unter der Erde.

„Und du mußt noch froh sein, wenn der Herr Pfarrer seinen Segen dazu giebt. Da steht er und erhebt die Hände, und ihm gegenüber der rothnasige Todtengräber, und einige neugierige Seelen drum herum, die gern wissen wollen, wen man da einscharrt."

Ueber Egidius' Gesicht glitt ein Lächeln. Die Sache fing an, ihn persönlich zu interessiren. Er wurde sich unter den Händen zum künstlerischen Problem und vergaß darüber seine Schmerzen und seine finsteren Gedanken. Er rückte sich bequemer zurecht, schlug die Arme ineinander und ließ seine Phantasie spielen.

— — „Ergeben in den Willen des Herrn als ein guter Christ. Und so werden wir seine unsterbliche Seele wiederfinden, bekleidet mit demselben irdischen Leibe, den wir hier der Erde anvertrauen bis zum Tage des jüngsten Gerichts! — Amen."

Egidius schlug den Pfarrer in Gedanken auf die Achsel. „Das klingt Alles recht schön und gut, Hochwürden, aber es paßt nur nicht auf Den da unten.

Ich habe ihm bei Lebzeiten nah' gestanden und weiß, wie er über dergleichen dachte.

„Armer Egidius! Was soll ich von dir sagen! Du warst ein Mensch. Das ist viel und wenig, je nachdem man's nimmt. Für dich war es viel. Deine leichtfertige Zunge kann mich nicht mehr widerlegen, und dein Herz war stolz darauf. In dem jämmerlichsten Individuum, in dem Bettler am Wege sahst du noch immer den erhabensten Gedanken der Schöpfung, den Herrn der Erde, in dessen winzigem Gehirn alles Große und Schöne Platz hat, Himmel und Erde sich spiegeln.

„Deine unscheinbaren Tugenden, deine unschädlichen Laster werden dich nicht der Nachwelt überliefern! Du warst kein großer Charakter; du wärst weder in Rom ein Cäsar, noch in Frankreich ein Napoleon geworden. Aber du besaßest eine Eigenschaft, die bei großen und kleinen Menschen gleich selten zu sein pflegt: die Fähigkeit der Selbsterkenntniß. Du kanntest alle deine Fehler und Schwächen. Ohne Bitterkeit und Reue, mit einer Art von wissenschaftlichem Interesse sahst du sie an, wie ein Naturforscher eine auserlesene Mißgeburt.

„Das machte dich gerecht gegen deine Mitmenschen; du fälltest nicht leicht ein verdammendes Urtheil, ohne vorher in deiner eigenen Brust angefragt zu haben. Deine Sinne sogen begierig die Schönheiten dieser Welt

ein, und ein erhabener Gedanke und ein gutes Glas Wein konnten dich glücklich machen!"

Hier seufzte Egidius und hielt in seiner Lob- und Trauerrede inne.

„Du verstehst mich", fuhr er fort, indem er sich an die rothe Nase seines ideellen Todtengräbers wandte. „Du hältst das Panier hoch, unter dem unser Freund zu siegen gewohnt war. Früh riß ihn die Parze aus der Reihe der munteren Streiter! Da liegt er, ein entwurzelter Stamm, aber im Schmuck der Blätter und Blüthen, mit unverdorrtem Mark. Ein gütiges Geschick hat ihn davor bewahrt, dem Zahn der Zeit und dem bohrenden Holzwurm langsam zum Opfer zu fallen und — unter uns gesagt — seiner eigensten Natur.

„Ach! er liebte den Sonnenschein und das Nichtsthun und den Wein mehr als gut ist und erlaubt ist auf dieser thätigen Erde. Nun ist alle Gefahr, alle Versuchung für ihn vorbei, und er kehrt nicht viel anders in die Arme der Natur zurück, als er dereinst aus ihnen hervorgegangen.

„Nimm ihn auf in deinen Schooß, an dein Herz, allgütige Mutter der Dinge! Laß dein lebensfreudiges Kind nicht spurlos vergehen! Auf's Neue gieße sein Blut in die Adern des Lebens und gieb ihn, in welcher Gestalt es dir gut dünkt, dem Licht und der Sonne zurück! Amen —!"

Ein paar dicke Thränen liefen Egidius über die Backen. Er griff nach seinem Taschentuch, trocknete sie ab und sagte: „Das war ich mir schuldig! Es geht mir gegen die Ehre, mich so als Contrebande in den Christenhimmel einschmuggeln zu lassen. Ich bin ein ehrlicher Demokrat und mag nicht bevorzugt werden. Ist es mein Verdienst, daß ich kein Esel bin? kein Unkraut? daß ich nicht als Wind um die Erde fahre? Daß ich selber denke, statt gedacht zu werden?

„Bequemer wär's freilich. Das Denken greift an. Ich habe mir wahrhaftig alle Lust zum Sterben weggedacht. Vielleicht thut der Schlaf dieselben Dienste. — Ach! — Schlafen, vielleicht auch träumen — und wieder erwachen — das Opium verdirbt ja nicht —"

Halb gähnend, halb lachend schloß Egidius die Augen.

VI.

Als Clara am folgenden Tage zu Egidius kam, fand sie ihn über seinen anatomischen Atlas gebeugt, den er sich, sobald sein Bewußtsein zurückgekehrt war, ausgebeten hatte.

Er wolle Herr der Situation bleiben, sagte er, und das könne er nicht ohne Karte, ohne die nöthigen Terrainstudien; so wenig wie ein Soldat im fremden Lande. So blos nach dem Willen des Corporalstockes marschiren, siegen oder besiegt werden, ohne zu ahnen wie und warum, das sei ein unwürdiger Zustand!

Seitdem litt Egidius seine Schmerzen nur unter der strengsten wissenschaftlichen Aufsicht. Doch noch mehr als sein Eifer und die geheimnißvollen Tafeln kam ihm die hellseherische Reizbarkeit seiner Nerven zu Statten. Seine Sinne schienen ganz andere geworden zu sein und veränderten sein Dasein in jeder Weise.

„Zu fein für diese Erde! Für eine bessere Welt!“ seufzte er. „Wo ich sonst nur Licht und Schatten sah, da spuken jetzt tausend Nuancen, Reflexe, Rembrandt’sche Effekte! Es ist zum Tollwerden!“

Er baute sich eine förmliche Burg gegen das zudringliche, den Augen peinliche, unerträgliche Licht; aber irgendwo stahl es sich doch durch und zwang ihn, die gemarterten Augen zu schließen.

Am tollsten trieben es freilich seine Ohren; mit mikroskopischer Schärfe horchten sie in die Welt hinaus und ließen sich keine der tausend Dissonanzen entgehen, wie sie das Alltagsleben vor den Fenstern hervorbringt. Ach! Bierwagen, Holzhauer, Säuglinge, Hunde und die verfluchten Straßenjungen erzeugen keine Harmonien! Egidius wäre unfehlbar zum Menschenhasser geworden, wenn ihn nicht auch hier seine wissenschaftliche Neugier gerettet hätte. Nachdem er eine Zeit lang gelitten und geflucht, machte er aus der Noth eine Tugend, versuchte es, die Wechselwirkung seiner Sinne und das geheimnißvolle Treiben der Nerventelegraphie zu verfolgen, und empfand schließlich eine dämonische Freude, wenn es ihm gelang, die augenblickliche Ursache seiner Leiden zu ergründen. Dabei war er unbarmherzig oder naiv genug, seine arme Wärterin an allen Einzelheiten dieser Vivisection Theil nehmen zu lassen, ohne zu ahnen, daß sein schauerlicher Humor ihr das Blut in den Adern gerinnen ließ.

„Es ist zum Verzweifeln", sagte er mit einer Art von Lachen, „so talentvolle Ohren zu haben! Statt sich in Ruhe über den allgemeinen Spectakel zu ärgern, langen sie sich irgend einen Ton heraus und horchen so lange an ihm herum, bis sie und ich und Alles toll wird. — Da — jetzt — der Junge mit der blonden Stimme; wenn der kommt, ist's aus! — Das ist kein Straßenjunge mehr, das ist ein Teufel in der untersten Hölle, allein auf meine Ohren dressirt. Wie sieht er aus? Borstige Haare und wasserblaue Glotzaugen? nicht wahr?" — Er ruhte nicht, bis Clara an's Fenster trat und die spielenden Kinder musterte. Aber vergeblich. Ihre gesunden Sinne sahen und hörten so normal, daß sie Egidius nicht befriedigen konnten.

„Es ist Eins wie das Andere", sagte sie lächelnd. „Es sind eben lustige Kinder, ungezogen, wenn du willst."

Der unverstandene Egidius antwortete nicht. Er zuckte wie hoffnungslos die Achseln, stopfte sich die Ohren voll Baumwolle und vertiefte sich auf's Neue in seine anatomischen Studien.

„Es ist ein Jammer", fing er nach einiger Zeit wieder an, „daß ich kein Arzt, kein Physiolog bin! Mit den nöthigen Vorkenntnissen könnte ich eine reine ungetrübte Freude an meinem Reichthum haben, statt daß ich jetzt Capital und Zinsen verschleudere. Ich schriebe ein dickes Buch über meine Erlebnisse mit Illustrationen,

oder setzte meinen Leichnam, wie er da ist, in Spiritus und hielte über mich selber wissenschaftliche Vorträge; oder sollte ich mich als Versuchshund einem anatomischen Hörsaal stiften? Ich bin nur zu brauchbar, ich reagire auf Alles.

„Aber so geht's in dieser miserablen Welt: überall die schauderhafteste Vergeudung des edlen Materials. Ich mache mir Spaß! das kann ich nicht leugnen; aber es ist doch als ob ein Wilder einen Goldklumpen fände. Eine wissenschaftliche Frivolität. Und unterdessen malen Hinz und Kunz niederträchtige Bilder und vergiften den Geschmack des Publikums, das ich durch meine Enthaltsamkeit mühsam von ästhetischen Bedürfnissen zu entwöhnen suchte.

„Wozu brauche ich krank zu sein, wenn die Menschheit, wenn Wissenschaft und Kunst nichts dabei gewinnen? Wird das nicht zur persönlichen Mißhandlung? Es scheint, man will mich läutern! Aber findest du mich besser oder liebenswürdiger, seit ich hier bei gelindem Feuer der Ewigkeit entgegen brate?"

Dem armen Mädchen war bei den tollen Bocksprüngen seiner Phantasie ganz und gar nicht wohl. Sie hätte ihm gern widersprochen, aber mußte sie nicht fürchten, ihn noch paradoxer zu machen? Sie bezwang sich und sagte mit mühsamem Lächeln: „Du bist heiter, Egidius!"

Er sah sie groß an. „Heiter? bin ich heiter? So heiter wie die armen Seelen im Fegefeuer! Doch die haben gut lachen. Was sind so ein paar tausend Jahre, wenn man sich damit die himmlischen Freuden, das göttliche dolce far niente des Paradieses erkaufen kann! Aber dazu gehört freilich mehr Glück als Verstand: so etwas wie eine unsterbliche Seele!"

Jetzt hielt sich Clara nicht mehr. Diese frevelhaften Extravaganzen empörten ihren jugendlichen Idealismus. Sein Elend schmerzte sie tief; aber mußte er darum Alles verspotten, woran sie nur mit scheuer Hand zu rühren wagte? Sie trat dicht an sein Bett und blitzte ihn mit ihren blauen Augen wie ein strafender Engel an.

„Schäme dich!" sagte sie, „so zu lästern! Deine Krankheit entschuldigt dich nicht. Warum stößest du mit Füßen, was dich trösten könnte? Wenn es im Himmel und auf Erden nichts giebt, was dir heilig ist —"

Sie vollendete den Satz nicht, denn Egidius warf einen so eigen traurigen Blick auf ihre blühende Gestalt, daß ihr das Wort im Munde erstarb.

„Kind, wir verstehen uns nicht", sagte er. „Aber wie sollten wir auch! Sieh' dich an und mich! — Schönheit — Gesundheit — Kraft, und — und ich!"

Er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

Nach einer Weile fuhr er mit verändertem Ton fort: „Dein Lebensschiff fährt lustig bewimpelt zum

Hafen hinaus. Das Meer blaut. Der Himmel wölbt sich unermessen über dir. Tags scheint die Sonne und bei Nacht leuchten unverhüllt die ewigen Sterne. Du glaubst an deine Zukunft, deine ungebrochene Kraft und an deine Götter. — Du hast Recht, und ich bin der Letzte, dein schönes Vertrauen stören zu wollen. — Aber kannst du dasselbe vom Schiffbrüchigen verlangen, dem Tag und Nacht kein Schlaf in die Augen gekommen ist? Sein Mast ist gebrochen. Die Segel hängen in Fetzen. Die Sterne schwinden, und hoffnungslos schlägt die dunkle Nacht über ihm zusammen. Er liebt das Leben wie der Glückliche. Vielleicht giebt es irgendwo in der Welt eine Seele, an der die seinige hängt! — Er betet, er flucht, um endlich zu verzweifeln. Ermattet sinkt seine Hand vom Steuer. Wozu soll er sich länger quälen? Mögen die Elemente ihr Werk vollenden!"

Erschöpft schwieg Egidius und schloß die Augen.

Bis in's Innerste erschüttert, bleich, Thränen in den Augen, stand Clara vor seinem Lager. Ihre Kraft, ihre Gesundheit, auf die sie noch eben gepocht hatte, erschienen ihr plötzlich wie ein unrechtmäßiges Gut. Sie hatte die Augen wie schuldbewußt niedergeschlagen; jetzt schlug sie sie ängstlich wieder auf und warf, von den zwiespältigsten Empfindungen bewegt, einen scheuen Blick auf Egidius.

War das noch derselbe Egidius, ihr Spielkamerad, ihr Vetter, der mit ihr, mit dem Leben, mit Allem nur zu scherzen wußte? Ein schmerzvoller, ernsthafter Ausdruck hatte sein Gesicht veredelt. Die Brauen finster zusammengezogen und den Mund fest und männlich geschlossen, lag er vor ihr. Er erschien ihr fremd und doch so viel vertrauter. Mitleid, Furcht und ein Gefühl, vor dem sie zusammenschauerte, füllten ihren Busen. Sie wagte nicht sich zu rühren und sehnte sich doch angstvoll, seine Augen zu sehen, den melancholischen Klang seiner Stimme zu hören.

Endlich überwältigte sie ihr Gefühl; ohne recht zu wissen, was sie that, beugte sie sich nieder und drückte einen innigen Kuß auf seine Stirn.

Egidius durchzuckte es wie ein elektrischer Schlag. Doch er hielt die Augen geschlossen und sagte nur mit halber Stimme: „Ich danke dir, Clara." — Dann ward es wieder still um sie.

Ahnte Egidius, welchen Sieg, welchen Triumph er soeben erfochten? Daß es nur noch eines Wortes bedurfte, dieses stolze, liebenswürdige Herz ganz zu gewinnen? Vielleicht! — Aber es stachelte ihn, dieses Wort nicht zu sprechen. Eine wunderliche, unselige Laune trieb ihn, seine Macht zu mißbrauchen. Er richtete sich plötzlich auf und sah Clara mit ironischem Lächeln in's Gesicht. Ihre Thränen machten ihn stutzig,

aber sein Dämon war stärker als sein Herz und seine Vernunft.

„Thränen! Thränen! um mich, Kind, um den verzweifelten Steuermann! Glaube mir: er ist's nicht werth! Er fand noch Schnaps in seiner Flasche und nun sitzt er und trinkt und läßt die Wellen rauschen und schläft ein; und wie er wieder aufwacht, sind Himmel und Erde versöhnt und er lebt und hat den Katzenjammer."

Das war nicht klug und nicht schön, und vor Allem nicht wahr, Egidius! und das letzte war das schlimmste! Einem Auge Thränen entlocken und nachher spotten: wozu der Lärm? Pfui! — Das ging ihm durch den Kopf, das beklemmte ihm die Brust. Aber nun war's zu spät.

Er suchte nach einem Wort, doch Clara kam ihm zuvor. Sie war dunkelroth geworden. Neue Thränen, aber Thränen der Scham und des Zornes traten ihr in die Augen.

„Du hast Recht!" sagte sie mit bebender Stimme, „du bedarfst es nicht, daß man sein Mitgefühl an dich verschwendet! Deine starke Seele hilft sich selber!" — Damit wandte sie sich hastig ab und verließ das Zimmer.

Als sie jetzt allein war, verlor sie die letzte Fassung. Sie warf sich schluchzend auf das Sopha und verbarg ihr glühendes Gesicht in den Kissen.

Alte Liebe rostet nicht. Ein sommerliches Blatt verträgt Sturm und Regen. Aber der junge zarte Keim, der noch von den Schmerzen des Werdens erbebt, bedarf Sonnenschein und milde Lüfte, um zu erstarken. Freilich gehörte Clara's Herz schon lange Egidius, ohne daß sie es ahnte; aber erst jetzt hatte ein belebender Hauch die Decke gesprengt, erst jetzt war sie sich ihres Gefühls bewußt geworden, hatte es ihm gezeigt, und — sie erröthete von Neuem — und mit einem spöttischen Lächeln hatte er's zurückgewiesen. Sie kam sich wie entweiht vor; ihr jungfräulicher Stolz wand sich unter Schmerzen. Für ihn, der ihr alles Das angethan, schien jede wärmere Empfindung erloschen. Sie glaubte ihn zu hassen.

Aber Thränen sind ein wunderthätiger Balsam; sie kühlen die brennendste Wunde, sie lösen den Krampf des stockenden Herzens und schwemmen mit elementarer Gewalt die Mauern hinweg, hinter denen sich ein beleidigtes Herz zu verbergen sucht.

Clara weinte, und weinte sich ihren jungen Haß fast so schnell vom Herzen, als er entstanden war.

Jetzt setzte sie sich aufrecht, trocknete sich die Augen und sah wie erschrocken um sich, als ihr bewußt wurde, daß sie sich in Egidius' Werkstatt, in seinem Allerheiligsten befand. Ihr Blick fiel auf eins seiner üblichen Selbstportraits, das sie mit großen Augen ernsthaft

anschaute. Es war derselbe Blick, der ihr Herz noch vor Kurzem erschauern gemacht hatte; es überlief sie von Neuem. Sie konnte ihre Augen nicht abwenden und fürchtete doch jeden Augenblick sein spöttisches Lachen zu hören. Aber das Bild blieb unerschütterlich ernst und traurig und verzog keine Miene. Sie wollte aufstehen und fliehen, aber seine Augen hielten sie fest. Hülflos, wie verzaubert blieb sie sitzen — ein unfehlbares Ziel für den kleinen Gott.

VII.

Mit Egidius war unterdessen eine große Wandlung vor sich gegangen. Körper- und Seelenleiden hatten ihn mürbe gemacht. Der cynische Spott, mit dem er noch eben Clara's Herz so bitter gekränkt hatte, war gewissermaßen der letzte Ausfall gewesen, mit dem sein Egoismus die Festung zu vertheidigen suchte, in der er alle herzlichen Gefühle verschlossen hielt.

„Der Schmetterling kriecht aus", sagte er mit mattem Lächeln vor sich hin. „Du bist verliebt, Egidius, sehr — sehr verliebt —!"

Er fühlte sich viel zu schwach, um auch nur den Versuch eines Widerstandes zu machen. Sein Kopf sank zurück und selig unselig überließ er sich dem Strom seiner Empfindungen.

Als er allmälig wieder zu sich kam und mitten in den hochgehenden Wogen seiner selbst, seiner Persönlichkeit

sich bewußt wurde, überkam ihn plötzlich eine wahre Angst vor dem Rückschlag, vor der Reflexion, die er von Kindesbeinen an mit seinem eigenen Fleisch und Blut genährt hatte.

Aber war sein Herz auf Kosten seines Verstandes gewachsen, oder hatte dieser als der Klügere von Beiden den Kampf mit der blinden Naturkraft aufgegeben — diesmal trat der gefürchtete Rückschlag nicht ein; Egidius mußte lieben, er mochte wollen oder nicht.

Wollen! Als ob ein Naturgesetz nach dem Willen fragte.

„Ach! und es ist so schön, zum Spielball der Elemente zu werden, einmal zu müssen. Zu fühlen, wie der Wind durch die Wipfel saust und sie beugt —

„Mir wird so lyrisch! — Ich wäre im Stande, Verse zu machen. Schlechte, verliebte Verse, über die ich immer lachen mußte, wenn sie Andere gemacht hatten. Und dabei sitze ich oder liege ich hier am Rande des Grabes. Ein Krüppel! Ein jammervoller, elender Krüppel!

„Doch was geht das mein Herz, meine Seele an? Liebt man etwa mit dem Magen oder mit den Beinen?“

Sonderbarer Schwärmer! Während er Clara's blaue Augen vor sich zu sehen glaubte, verlor er sich in Betrachtungen über das Wesen der Liebe. Aber ihm

wurde dabei sehr wohl. Mit triumphirender Heiterkeit schwebte seine Seele über allem Elend seines Leibes. Er stieß plötzlich die Mauer von Pappendeckel, die ihn von der Welt trennte, um und starrte in den ungewohnten Glanz des Himmels hinein; dann richtete er sich im Bett auf und athmete tief und voll wie in gesunden Tagen. Er wunderte sich, wie gut das ging. „Und ich sollte verzagen, mit einer solchen Lunge, solchem Herzen — und Gefühlen! Fliege, meine Seele, schöner Schmetterling!“ — Sehnsüchtig breitete Egidius die Arme aus. Doch er ließ sie plötzlich wieder fallen und wandte sich mit dem Ausdruck bitterer Enttäuschung der Thür zu, durch die eben Franz seinen Kopf hereinsteckte.

„Darf ich mich nach deinem Befinden erkundigen?“ sagte Franz, näher tretend. „Wie geht's, wie steht's, armer Dulder?“

„Wie es geht! — Noch vor einer Minute wußte ich es kaum. Ich trieb mich da draußen zwischen Himmel und Erde herum, selig wie ein abgeschiedener Geist. — Du hast den Vogel glücklich wieder eingefangen, dem die Federn zu lang wurden. Nun wird wohl weiter gefoltert werden; wir haben es darin zu einer ziemlichen Uebung gebracht! — Nur schade, daß ich nichts zu gestehen habe — Und doch, wer weiß, — vor dem richtigen Tribunal —“

Franz sah ihn erstaunt an: „Du scheinst noch nicht ganz zu Hause zu sein! Aber du siehst so — wie soll ich sagen — so verklärt aus. Man möchte dich fast beneiden. Du bist doch wenigstens dein eigener Herr und kannst thun und lassen, was du magst."

„Meinst du!" lachte Egidius. „Denken und lassen, aber nicht thun! Meine Phantasie wird dabei freilich zu einem Zauberpferd, das über alle Hecken und Zäune des gemeinen Menschenverstandes hinwegsetzt; aber die armen Sinne laufen wie abgehetzte Hunde nebenher, die Zunge hängt ihnen zum Maul heraus, die Seiten fliegen, rechts ist der kühlende Schatten und links der plätschernde Bach — aber vorbei, vorbei! — Ihr setzt euch mit dem sichern Glück in der Brust nieder, wo es gut ist, und trinkt und lobt den Herrn!"

„Erlaube, daß ich mir einen Stuhl nehme", erwiderte Franz trocken. „Ich bin trotz dieses Schlaraffenlebens ganz mürb und zerschlagen. Mein kleinster Junge zahnt und nimmt die Sache so ernst, daß wir — meine Frau und ich — seit drei Nächten nicht geschlafen haben; er geht der Mutter nicht vom Schooß, und die arme Frau sieht schon fast so „malerisch" aus wie du."

„O", sagte Egidius langsam, „das thut mir leid! sehr leid!" — Dann schwiegen Beide.

Nach einer Weile stand Franz auf. „Ich will nur

wieder gehen. Ich tauge heute nicht zur Unterhaltung. Ich bringe nur Melancholie mit. Verzeih' mir und bessere dich!"

Egidius drückte ihm die Hand. „Grüße mir deine arme Frau", sagte er mit sehr ernsthaftem Gesicht, „und bessert euch gleichfalls. Adieu —"

Lange sah Egidius nachdenklich vor sich hin. „Ja", sagte er endlich, „solche kleine Jungen sind die natürlichen Consequenzen der Liebe, der Ehe. Und dabei bleibt's nicht einmal: es kommen mehr, beiderlei Geschlechts, und Anderes — Krankheit, Verfolgung, Betrübniß und Pein — was man so den Ernst des Lebens nennt. Das streift den Staub von den Flügeln und das Roth von den Wangen. Arme Clara! — Deine schönen Augen getrübt! Deine Wangen gebleicht! — Deine Jugend —! Nein, Egidius, du bist nicht der Mann, solche Opfer fordern zu dürfen! Während du dem Tode die eine Hand giebst, greifst du mit der andern nach dem Leben! — Nein, nein! Es wuchs mir so über den Kopf. Ich hätte sie mit fortgerissen. Das Mitleid und die Liebe sind ja Geschwisterkinder. — Und ihr Kuß!" — Es schoß ihm heiß zum Herzen. Er seufzte auf und versank wieder in melancholisches Brüten. Nun fiel ihm erst schwer auf's Herz, was er im Ueberschwang seiner Empfindungen fast vergessen hatte: daß sie mit Thränen in den Augen von ihm gegangen war.

„Halt!“ lachte er plötzlich mit bitterem Humor, „das rettet uns! Ich werde eine Warnungstafel aufstellen. Dem armen Mädchen das Mitleid verleiden. Ich — ich habe nachgerade das Zeug zum Märtyrer, und so ein wenig Seelenqualen fehlten nur noch, um den mystischen Reiz zu vervollständigen. — Ob ich ihr schreibe? Ja, das wird das Beste sein! Schriftlich läßt sich der Schatten besser vertheilen, und das Papier ist geduldig. Im Schreibtisch muß noch etwas sein!“ — Entschlossen streckte er die Beine aus dem Bett, wickelte sich in seine Decke und stülpte den Fez auf den Kopf.

Als er an dem Spiegel vorbeikam, hielt ihn seine märchenhafte Erscheinung einen Augenblick fest. Er sah in dem wunderlichen Aufzug mit dem bleichen Schattengesicht freilich einem Gespenst ähnlicher als einem lebenden, verliebten Menschen. Er nickte sich ernsthaft zu: „Ich kann dir meine Achtung nicht versagen, Egidius! Du bist im Begriff, mit vollem Bewußtsein eine moralische, eine wirklich moralische Handlung zu begehen! — Aber freilich! Dein Anblick erleichtert die Sache. — Armer Held!“

Er wendete sich rasch ab, suchte sich das nöthige Material zusammen und wankte mühsam zu seinem Lager zurück. Dann machte er es sich so bequem wie möglich und begann mit einem gewissen melancholischen

Behagen das folgende Pasquill gegen sich selber zu verfassen.

„Theuerste Clara! Ich habe dich gekränkt, verletzt aber der Pfeil, der deine Haut nur ritzen konnte, fuhr zurück und sitzt nun dem Schützen im eigenen Herzen. Das ist nur gerecht, und der Ungeschickte verdient kein Mitleid. Aber während sein schuldiges Blut dahinströmt, fühlt er ein leidenschaftliches Verlangen, sich vor deiner schönen Seele zu rechtfertigen. Ob ihm das gelingen wird? Ich fürchte, kaum. Und wenn auch, was gewinnt er dabei? Das schöne langhaarige Geschlecht mit der weichen Seele hat weniger Sinn für Logik, als für Thränen, Reue und Buße. Und ich bin hartgesotten und weine nur, wenn ich durchaus nicht lachen kann. — Und gar die Reue! — Seit der große Vater Lessing sie um allen Credit gebracht hat, kann ich mich dieses sichern, reizenden Mittels, meine Sünden von den süßen Thränen der Verzeihung hinwegspülen zu lassen, nicht mehr bedienen, ohne meine Selbstachtung in eine bedenkliche Lage zu bringen. Ich kann meinen Bart oder meine Bosheit so wenig bereuen, wie ein Affe seine Stumpfnase, oder ein etwas höher organisirter Lyriker seine schlechten Verse —“

Hier sah Egidius auf und kaute ungeduldig an seinem Bleistift. Du bist weder logisch noch geistreich, sagte er vor sich hin. Aber das kommt vom Lügen!

Es brennen dir ganz andere Dinge auf der Seele! Doch weiter, weiter, weiter, wenn es nur wirkt.

„Als Gott die Welt erschuf, gab es noch keine Moralisten. Der Herr machte sich Rosen und Disteln, Regenwürmer und Schmetterlinge, wie es ihm gut dünkte. Sie lebten und liebten und fraßen einander auf. Aber die Güte und Barmherzigkeit Gottes war unerschöpflich, so unerschöpflich wie seine Phantasie. Er erfand sogar den Menschen, und schließlich in einer Anwandlung von Laune auch mich. — Von Laune! Ja, der Thon war nicht schlecht, aber seine Schöpferhände spielten nur damit.

„So wurde ich, wie ich bin: ein dürrer Strauch, der keine duftenden Blüthen trägt. Er streckt seine nackten, dornigen Zweige gen Himmel und reißt dem vorübergaukelnden Paradiesvogel die Federn aus. Aber seine Wurzeln klammern sich fest an den Busen der Erde, und der himmlische Thau ernährt seine schwarze Seele so gut wie die Rose an seiner Seite. Und wenn der Sonnenstrahl über sie hinweggleitend seine spärlichen Blätter vergoldet, oder der Wind ihren süßen Athem durch sein dürres Strauchwerk spielt, so weiß er kaum, ob ihm die Rose weniger gehört als die Dornen. — Eine Sonne wärmt uns! — Ein Boden nährt uns! — Doch wohin verirrt sich meine Phantasie. Das Alles wollte ich dir nicht sagen. Was wollt' ich denn sagen?

— Daß ich nicht liebenswürdig bin. Liebenswürdig! Toll bin ich; toll und schwach — Ach! mein Verstand taumelt, meine Hände zittern —"

Wirklich übermannte ihn die ungewohnte Anstrengung und das Blatt glitt ihm aus den Fingern.

„Nein", fuhr er plötzlich wieder auf. „Das ist ja Alles sinnlos! Geschwätz, mit dem ich sie und mich betrüge! Die Wahrheit muß an den Tag."

Er griff wieder nach dem Papier und schrieb, ohne abzusetzen, mit fliegender Hand.

„Nein, Clara, so geht es nicht! Du sollst reinen Wein haben statt dieses trüben Gebräu's — er läßt sich ja eben so gut wegschütten. Du weißt es ja doch, was ich verschweigen will und nicht verschweigen kann: daß ich dich liebe, liebe, als ob ich der schönste und gesundeste Mensch von der Welt wäre, der allenfalls das Recht dazu hätte. Aber ich bin nicht schön, ich bin nicht gesund! Ich liege mit gebrochenen Gliedern am Boden, und der Erdhügel neben meinem offenen Grabe wirft schon seinen langen und düstern Schatten über meinen Leib. Noch spielt die scheidende Sonne um Haupt und Herz und küßt meine erkaltende Stirn; aber daneben steht der Tod und geigt Tag und Nacht das letzte Lied auf der letzten Saite; wenn auch die reißt — —

„Geh'! Geh'! ich beschwöre dich, deinet- und

meinetwegen. Laß mich! Zieh' mich nicht zurück in das Leben, das mich ausstößt!"

Egidius athmete tief auf, wie von einem schweren Druck befreit, faltete den Brief und schellte dem Mädchen. „Geben Sie das", sagte er mit dem letzten Aufwand seiner Kräfte, „an Fräulein Clara!" — Dann streckte er sich lang aus und lag regungslos wie ein Todter.

Lange blieb er so, ohne etwas Anderes zu empfinden als den reinen Genuß der körperlichen Ruhe.

Erst als sich allmälig die Erregung seiner Nerven legte, empfand er beseligend die geistige Befriedigung, sein Herz erleichtert und doch seine Pflicht erfüllt zu haben. Er wurde ruhig und glücklich. Seine Leidenschaft verklärte sich. Kein Verlangen, kaum der Wunsch, seine Gefühle erwidert zu sehen, trübte die reinste Seelenstimmung. Er war nie in seinem Leben unschuldiger, selbstloser gewesen.

Unterdessen war die Nacht hereingebrochen. Es ward dunkler und dunkler. Die Gegenstände verschwammen ineinander, und mit ihnen Egidius' Gedanken. Jetzt fuhr ein aufgeregter Frühlingswind durch die stillen Gassen, große Regentropfen schlugen an die Fenster; aber Egidius hörte von alledem nichts mehr. Als Frau Susanne nach einiger Zeit in's Zimmer trat und mit leiser Stimme nach seinen Wünschen fragte, antworteten ihr nur seine tiefen, regelmäßigen Athemzüge.

VIII.

Eine stürmische Frühlingsnacht war über die Erde dahingebraust, jetzt aber lag sonnige Heiterkeit auf Stadt und Land. Ueberall waren die Fenster weit geöffnet, und ein Strom von balsamischer Luft drang mit Vogelgesang und heiterm Menschengelächter auch in Egidius' Krankenzimmer.

Egidius saß halb aufgerichtet in seinem Bett und blickte träumerisch auf das Stückchen Himmel und Erde, das er von seinem Lager aus beherrschen konnte. Zwischen altem Mauerwerk, angerauchten Giebeln und einem dicken Festungsthurm blitzten im Sonnenschein die angeschneiten Gipfel des fernen Gebirges; leichte sommerliche Wolken kamen und gingen, oder verloren sich vor seinen Augen in dem lichten Blau des Himmels. Von Luft und Duft betäubt, gerieth Egidius allmälig in einen Zustand hellseherischer Träumerei, in dem sich sein

ganzes Wesen, frei von den Fesseln seines hinfälligen Körpers, im Aether aufzulösen, mit dem All zu verschmelzen schien. Aber aus diesem Aether, aus der blauen durchsichtigen Luft, die ihn umfächelte, wurden Clara's Augen, glaubte er ihre Stimme, ihr Lächeln zu hören. Eine unaussprechliche Seligkeit füllte seine Brust. Berauscht und weltvergessen taumelte seine Seele durch das Universum.

Solche ekstatische Wonnen sind das Vorrecht des Elends. Der Gesunde, der Glückliche bringt den Fuß nicht von der heimischen Scholle; aber wen die Hand des Todes gestreift, der badet sein Haupt frei im Aether und saugt mit Wollust den Athem der Unendlichkeit. Für Egidius waren alle Schranken des Irdischen gefallen; keine Zeit, kein Raum engten ihn ein, nur wie einer schmerzhaften Erinnerung war er sich noch seiner Persönlichkeit bewußt.

In diesem Augenblick war es ihm, als hörte er eine Droschke unten vorfahren; zugleich glaubte er im Nebenzimmer eine ungewöhnliche Bewegung und flüsternde Stimmen zu vernehmen. Alles schien ihm darauf hinzudeuten, daß es nun Ernst werden sollte, daß Clara sich entschlossen, von ihm zu gehen, um ihm und sich das Unvermeidliche zu erleichtern. „Es ist gut!" sagte er vor sich hin. „Es ist nothwendig, also gut. Wir wollen tapfer bleiben, Egidius."

Als sich jetzt die Thür öffnete und Clara, von goldenem Sonnenglanz umflossen, in's Zimmer trat, ihn ihre leuchtenden Augen trafen, empfand er dennoch einen lebhaften Schmerz; aber er überwand ihn und sah ihr wortlos, mit stillem Lächeln in das erglühende Gesicht.

Wie ihr das Herz zum Zerspringen voll war, wußte er nicht. Sie hatte seinen Brief gelesen und sogleich gewußt, daß sie nur eine Antwort darauf zu geben habe. Sie kannte nun sein Herz, das sich so wunderlich zu verbergen wußte; sie brannte darauf, den armen Dulder aus dem Fegefeuer zu erlösen, ihn gesund und glücklich zu machen.

Doch seinen Augen gegenüber stockte ihr das Wort. Ueber und über erröthend trat sie näher und ergriff seine beiden Hände. „Armer Egidius!" kam es endlich von ihren Lippen; dann schwieg sie wieder.

Der Klang ihrer Stimme umwogte ihn wie Musik. „Arm!" sagte er noch halb abwesend. „Nein, Clara, ich bin dennoch glücklich! auf meine Art. Bemitleidest du mich, weil — weil ich hier spazieren liegen bleibe, während du mit meinem Herzen davonflatterst? Vielleicht werde ich ohne dieses zärtliche Organ besser fertig. Ja, ja! zu unser Beider Bestem. — Sei nicht etwa noch zu guter Letzt weich — barmherzig — opferfreudig.

„Ach! es ist nur ein Vorurtheil, wenn man glaubt, daß der ganze Apparat von Knochen und Muskeln zum

Genuß des Daseins nothwendig sei. Im Gegentheil! Je weniger man davon hat, desto leichter befreit man sich vom Gesetz der Schwere. Ich fange jetzt an, die Säulenheiligen, Märtyrer und dergleichen mystische Feinschmecker zu begreifen! Während sich hier mein Leib unter Schmerzen auflöst, singt meine Seele wie die drei Männer im feurigen Ofen.

„Schau nur hier zu meinem Fenster hinaus! Kann's irgendwo auf Erden schöner sein? Wird etwa der Himmel blauer und die Luft weicher, wenn ich mir dazu den Schweiß von der Stirn trockne, wie ihr anderen Menschenkinder?

„Ach! und wenn ich die Augen schließe, dann werden meine vier Wände zum Weltall. Die Phantasie breitet ihren Zaubermantel aus und trägt mich frei über die ganze Erde, der Sonne entgegen, die mich nicht brennt, durch den Regen, der mich nicht näßt. Tief unter mir liegt die Erde mit ihren Schmerzen und Qualen. Neidlos und wunschlos treibt mein Geist mit den Wolken durch den Aether, wächst mit ihnen und zerflattert — und wenn ich erwache, so empfängt mich deine Stimme, die mir lieblicher klingt als die Harmonie der Sphären.

„Und ich sollte nicht glücklich sein!"

Sie hatte seine Hände fahren lassen und stand nun, während der Strom seiner lyrischen Begeisterung über

sie hinwegging, wie verzaubert, mit Thränen in den Augen neben ihm.

Er ergriff ihre Hand und zog sie an die Lippen. „Und diese kleine Hand, die Wunder thut: Wasser in Nektar und Ambrosia verwandelt. — O, wer jetzt sterben könnte!"

Ohne es zu wollen, waren ihm die Worte über die Lippen geflossen.

Plötzlich hielt er erschrocken inne, ließ ihre Hand los und wandte sich seufzend ab.

„Sterben! Nein, nein!" rief sie. Es brach in ihr aus. „Sterben! Nein, nein! jetzt nicht! jetzt nicht! Jetzt bist du mein! Liebe ist ja stärker als der Tod! Ich ringe dich ihm ab. Ich lasse dich nicht. Ich kann dich nicht lassen! — Ach, Egidius! ich kann nicht mehr leben ohne dich, und du willst sterben!"

Thränen erstickten ihre Stimme. Sie warf sich über ihn und suchte seinen Mund, der ihr halb bewußtlos entgegenkam.

IX.

Was alle Kunst des Arztes und die hingebendste Pflege nicht vermocht hatten, schien jetzt der wundersamen Macht des Herzens zu gelingen.

Denn wie eine Pflanze, die in langer Winternacht, ohne Sonne und Luft, im Kampf um's Dasein schon zu unterliegen drohte, aber, dem heimischen Element wiedergegeben, plötzlich ein anderes Wesen zu werden scheint, so veränderte sich mit Einem Schlage Egidius' räthselhafter Zustand. Seine Seele, die in langem Elend alle Spannkraft verloren hatte, dehnte und streckte sich dem Glück entgegen, und der Wille zum Leben, der längst erloschen und eingesargt schien, sprengte sofort die Decke und durchfluthete belebend sein ganzes Wesen.

Mit Erstaunen nahm der Arzt die plötzliche Krisis wahr. Was sage ich viel: er griff zu, klug und geschickt wußte er sie zu benutzen, und er fand jetzt einen er-

giebigern Boden für seine Wissenschaft, als bisher. Wie ein gelehriges Thier, dessen wilde Instincte durch Hunger und Schläge gebrochen sind, folgte Egidius' irdische Hälfte seiner höhern Einsicht und verwandelte bereitwillig alle seine Intentionen in Fleisch und Blut. Und da auch der Himmel seinen Segen dazu gab und Tag für Tag die herrlichste Sonne scheinen ließ, so kam die Stunde früher als man geahnt hatte, wo der glückselige Reconvalescent von seinem Lager erstand.

Als er auf Clara's Arm gestützt zum ersten Mal in's Wohnzimmer trat, blieb er vor dem großen Wandspiegel stehen, der sein ganzes Elend wiederspiegelte: sein eingefallenes Gesicht, seine langen Haare und den verwilderten rothen Bart.

Mit lachendem Munde wandte er sich an Clara: „Und in dieses Gespenst, diese malerische Specialität hast du dich verlieben können, du schönes vollkommenes Menschenkind? Oder war's vielleicht nur meine schöne Seele, die dein Herz erweicht hat? Dann gieb Acht: daß sie dir nicht wieder entschlüpft, wie die anderen Symptome meiner Krankheit!"

„Hänge ihm nur den Brodkorb höher, wenn er wieder dick und übermüthig wird", fiel Frau Susanne ein. „Jetzt wissen wir ja, wie er zu zähmen ist. — Gott bewahre mich!" fuhr sie fort, als Clara ihn statt aller Antwort auf den spöttischen Mund küßte. „Jetzt fängst

du auch an, ihn zu verziehen! — Doch mach' mit ihm, was du willst; ich wasche meine Hände in Unschuld und —"

„In Unschuld! Du?" sagte Egidius. „Wer hat das Feuer geschürt? Wer hat uns Zwei wehrlos einander überliefert? — Aber Gott lohne dir deine Schuld an deinen Kindern und Kindeskindern. Ich glaube", fügte er mit einem zärtlichen Kuß auf ihre Hand hinzu, „er fängt schon an! Mich wenigstens kann er nicht mehr glücklicher machen!"

Druck von W. Drugulin in Leipzig.